DER RHEIN DEUTSCHLANDS STROM ABER NICHT...

Ernst Moritz Arndt, Edgar Wildberg

ERNST MORITZ ARN

Der Rhein Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze

P. H.

Der Rhein Deutschlands Strom
aber nicht Deutschlands Grenze

Ernst Moritz Arndt

Der Rhein Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze

Mit einer zeitgemäßen Einleitung

von

Edgar Wildberg

Dresden 1921 bei Carl Reißner

Dieses Werk gehört der Verlagsgruppe „Der Opal“ an.

Druck von Petzschke & Gretschel, Dresden.

Zum Geleit

„Der Rhein — Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" — trotzig und wuchtig, wie Schwerterklirren und Hörnerschall aus siegverklärten Cheruskertagen geht ein geheimnisvolles Raunen durch die deutschen Wälder, es klingt wie ein Programm, ein kategorischer Imperativ ist's, der zugleich klar und deutlich in einem scharfen Kontrast der Worte das politische Glaubensbekenntnis eines ganzen Volkes zum Ausdruck bringt. Der deutsche Rhein, dem Becker und Schneckenburger in den Tagen der deutschen Morgendämmerung kommender großer Zeit ihre kampfesfrohen, nie ausgesungenen Lieder weihten, die längst des deutschen Volkes Nationalgesänge geworden sind, war seit vielen Jahrhunderten vergessen und mißachtet, bis erst in den Tagen der Befreiungskriege Ernst Moritz Arndts schmetternder Fanfarenruf ihn unserem Volke wieder entdeckte und — rettete, auf daß er wirklich fortan Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze ward.

Zum Geleit

Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen. Nahezu ein volles Jahr war vergangen, seit die ersten Nachrichten vom Untergang der Großen Armee in Moskaus Feuer und im Eis der Beresina zuerst nur schüchtern und ängstlich als unbestimmte, sagenhafte Gerüchte, dann aber bald als unbestrittene, furchtbare Tatsache im Gefolge einer unheimlichen Zeugenschaft den Weg zu den Ohren der deutschen Bürger gefunden hatten. Wohl sangen bald die Kinder in spottendem Übermut hinter den hohlwangigen, zerlumpten Überresten des großen Heeres die Verse her: „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen" — — aber der allgewaltige Imperator blieb trotz aller Verluste — am schwersten hatten ja eigentlich nur seine Rheinbundkontingente gelitten — unerschütterlich und unbesiegt und im Feldzug des Jahres 1813 konnte er bereits wieder eine neue Armee ins Feuer führen und an ihrer Spitze bei Lützen, Bautzen, Wurzen und Dresden abermals den Sieg an seine Adler heften. Selbst in dem großen Völkerringen bei Leipzig lächelte ihm zwei Tage lang das Schlachtenglück, bis endlich am dritten Tage Blüchers zähe Tapferkeit und die nahezu vierfache, durch eintreffende Verstärkungen beständig wachsende Übermacht der Verbündeten Napoleons erschöpftes Heer zum Weichen brachten. Damit war der erste entscheidende Sieg über den Empereur errungen und seine Zwingherrschaft

in Deutschland gebrochen; er selbst eilte mit den Trümmern seiner Armee durch Thüringen über den Rhein. Die Kirchenglocken in deutschen Landen läuteten den großen Sieg ein und aus abertausend freier atmenden Herzen stieg das „Nun danket alle Gott!" dankbar und jubelnd zum Himmel empor, und als wieder die Christbäume im Lichterglanz erstrahlten, da waren die deutschen Lande von der Memel bis zur Donau, von den Alpen bis zur Nordsee vom Feinde befreit.

Noch war der Krieg nicht zu Ende, indes „Die Heere blieben am Rheine stehn: soll man hinein nach Frankreich gehn?" Obwohl in den Märztagen 1813 das deutsche Volk wie ein Mann sich zum gemeinsamen Kampf wider den Unterdrücker und Erbfeind erhoben und geschworen hatte, die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, bis das ganze Deutschland vom Franzosenjoche wieder frei sei, hatte das Volk damals doch noch keinen Einfluß auf die Pläne und Ziele der Diplomaten und des großen Hauptquartiers der Verbündeten; für die Regierungen, die sich eigentlich nur zum Kampfe gegen die in Napoleon verkörperte Revolution für die Legitimität verbündet hatten, war es kein Volkskrieg, sondern immer noch ein Kabinettskrieg, der weniger auf den Schlachtfeldern und mit den Kanonen, als vielmehr in den Kabinetten mit den Federn und Reden der Diplomaten ausgefochten wurde. So war man sich nach

der großen Völkerschlacht im Kriegsrate der Verbündeten keineswegs einig, ob man den geschlagenen Napoleon tatkräftig verfolgen und den Krieg überhaupt auf das linke Rheinufer tragen sollte. Es war Metternich, der allmächtige österreichische Staatskanzler, der bereits am 9. November 1813, kurz nachdem die Verbündeten in Frankfurt eingerückt waren und Napoleon sich eben mit den Überresten seiner Armee über den Rhein gerettet hatte, dem Kaiser einen sehr glimpflichen Frieden anbot, der ihm Frankreich innerhalb seiner „natürlichen" Grenzen Pyrenäen, Alpen und Rhein zusicherte.

Die österreichische Politik, die nur mit Besorgnis und Argwohn die Erhebung des deutschen Volkes verfolgt hatte und um jeden Preis weiteren territorialen und moralischen Machtgewinn seiner Rivalen Preußen und Rußland verhindern wollte, zögerte keinen Augenblick, dem mitteleuropäischen Gleichgewicht, diesem Steckenpferd Metternichs, kaltblütig die schönsten deutschen Gaue und den deutschesten Strom, den Rhein, zu opfern und den Erbfeind im Besitz des seit der Revolution geraubten deutschen Landes zu lassen. Die engherzigen, eifersüchtigen Interessen der Habsburgischen Hausmacht standen Metternich und seinem Kaiser Franz, der der letzte Kaiser des alten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gewesen war, höher als das Wohl und Wehe des gesamten

deutschen Vaterlandes und Volkes, das ihnen fremd und gleichgültig war.

Die deutschen Patrioten, die Gut und Blut für die Befreiung des Vaterlandes freudig hingegeben hatten und die nach dem Tage von Leipzig felsenfest an die Wiedergeburt eines mächtigen, einigen Deutschlands glaubten — — „Das ganze Deutschland muß es sein!“ hatte Arndt eindringlich gemahnt — — sahen voll Erbitterung und Zorn diesem hochverräterischen undeutschen Gebahren des großen Hauptquartiers und der Fürsten zu, sie erkannten, daß „so viel Faules und Verdorbenes war, daß man verzweifeln möchte, wenn das Volk nicht so gut wäre.“ Ernst Moritz Arndt, neben Fichte der bedeutendste geistige Führer und neben Görres auch der gewandteste Publizist der Befreiungskriege, bot die ganze hinreißende Kraft seiner Feder auf, um den leitenden Staatsmännern wie der großen Masse die wahren und wichtigsten Kriegsziele des deutschen Volkes klar und eindringlich vor Augen zu führen. Obwohl anfangs kein Freund Preußens, hatte Arndt im Laufe des Jahres 1813 doch erkannt, daß die weltgeschichtliche Aufgabe der Führerrolle des künftigen, neuen Deutschen Reiches nicht mehr bei Österreich, sondern in den Händen des Staates Friedrichs des Großen liege, und in diesem Sinne hatte er sich schon in seinen politischen Flugschriften, die er im Frühjahr und Sommer dieses Jah-

res veröffentlichte, ausgesprochen und damit den Beifall und die Zustimmung aller deutschen Vaterlandsfreunde gewonnen.

Hatte Arndt bereits in „Germanien und Europa" die Forderung aufgestellt: „Das Land, was jetzt Deutschland heißt, muß den Rhein allein besitzen und das Meer zu beiden Seiten des Rheines als seine Naturgrenze", so griff er jetzt, da man in Frankfurt Napoleon die Rheingrenze anbot, diesen Gedanken wieder auf, um ihn zu vertiefen und in einer eigenen Flugschrift zu behandeln. „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" lautete kraftvoll und mutig der Titel, der eine offene Absage an die Diplomaten am grünen Tisch war. Kurz vor Weihnachten 1813 erschien diese Schrift und sie kam gerade zur rechten Stunde. Sie fand überall in deutschen Landen begeisterten Anklang und binnen kurzem wurden mehrere neue Auflagen notwendig. Und was das Wichtigste dabei war: sie wurde nicht nur gelesen, sondern sie beeinflußte tatsächlich den Gang der politischen Ereignisse. Arndts Worte waren dem alten und doch ewig jungen Blücher aus dem Herzen gesprochen; er, der gleich nach Leipzig mit aller Energie auf einer sofortigen Verfolgung und Vernichtung Napoleons bestanden hatte, sich aber, wenn auch nur widerwillig und fluchend den Befehlen der Heeresleitung fügen und von seinem Vorhaben abstehen mußte, fand in

Arndt einen warmen Befürworter seiner eigenen Ideen. Und wenn im ersten Pariser Frieden von 1814 die Rheingrenze endgültig fallen gelassen wurde, so war dies, wenn auch Frankreich noch im Besitz der deutschen Lande Elsaß und Lothringen und damit auch eines Teiles des linken Rheinufers blieb, nicht zuletzt ein Erfolg von Arndts beredter Mahnung.

Frei von jedem Phrasenschwall und hohlem Hurrageschrei, in edler, überaus gewandter und fließender Sprache, getragen von glühendster, aufrichtigster Vaterlandsliebe und hingerissen von packender Beredtsamkeit hat es Arndt verstanden, dem deutschen Volke zuerst die Bedeutung des Rheins als des deutschesten Stromes und des Sitzes der deutschen Kultur zu erschließen, so daß man ihn mit Recht den Entdecker des deutschen Rheines nennen darf. Er hat zuerst das geschichtliche Verständnis des Volkes geweckt, das die Grundbedingung für jede Vaterlandsliebe ist. Prophetischen Geistes ahnte er die künftige ungeheure Bedeutung des Rheinlandes für Deutschland, dessen Industrie damals kaum eben im Entstehen begriffen war. Hatte man bisher bei Friedensschlüssen Länder und Flüsse willkürlich vom Mutterlande losgerissen und unbekümmert um nationale Traditionen, völkische und geographische Zusammenhänge verschachert und vertauscht, so stellte jetzt Arndt den auch heute noch gültigen Satz auf:

„Die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache", und von diesem Gedanken, der gewissermaßen die Grundlage des heute so viel betonten Nationalitätenprinzips wurde, ausgehend, weist er an Hand zahlreicher geographischer Beispiele nach, daß außer der Sprache nur noch Meere und Gebirge, aber niemals Ströme Naturgrenzen sein können, da Ströme die Völker nicht trennen, sondern sie vielmehr verbinden. Deshalb kann der Rhein niemals Deutschlands Grenze sein, sein ganzes Stromgebiet von Basel bis Dünkirchen und bis an die Argonnen ist seit alters der Sitz deutscher Stämme gewesen und gerade in den von Frankreich begehrten Rheinlanden war der Mittelpunkt des mittelalterlichen deutschen Kultur- und Geisteslebens, das bisher verächtlich als barbarisch bezeichnet, nun erst wieder von den Romantikern entdeckt und erschlossen worden war. Sachlich und überzeugend entwickelt und begründet Arndt seine These, indem er bis auf die germanische Vorzeit zurückgreift und sich hierbei gerade auf Cäsar beruft, den die Franzosen ganz mit Unrecht als den ersten geschichtlichen Vertreter ihrer Rheingrenze anführen. Er betont, daß der Rhein das Knie ist, das Frankreich immer auf den Nacken Deutschlands stellen kann, wodurch es nicht nur eine alles Gleichgewicht aufhebende Hegemonie über Deutschland, sondern auch über ganz Europa ausüben wird. Und darüber hinaus appelliert er an

das Nationalbewußtsein des deutschen Volkes: „Wenn die Franzosen am Rhein herrschen, so herrschen sie in dem Kern unseres Volkes, sie greifen uns in unserem innigsten und eigensten Leben an, sie zerstören uns in den Keimen unseres Wesens."

Mehr denn ein ganzes Jahrhundert ist vergangen, seit Arndt diese Worte schrieb, aber sie haben nichts von ihrer Bedeutung bis auf den heutigen Tag verloren. Sie zitterten nach in den Herzen seiner Zeitgenossen und weckten in den kommenden Generationen die heiße Liebe zum deutschen Rhein, die in Beckers und Schneckenburgers Liedern solch hinreißenden Ausdruck fand, daß sie Nationalgesänge wurden. Das Jahr 1870 brachte endlich die volle Verwirklichung des Traumes der Väter, denn nun erst, nach der Wiedergewinnung von Straßburg und Metz war der Rhein wieder ganz zum deutschen Strom geworden.

Nun schien die Frage der Rheingrenze für alle Zeiten erledigt, aber Frankreich hatte seine Hoffnungen auf die Verwirklichung der Pläne Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. nicht aufgegeben; schon zu Beginn des Weltkrieges, der ja von französischer Seite nur allein aus diesem Grunde vorbereitet und geführt wurde, wurde die Rheingrenze (neben der Rückeroberung Elsaß-Lothringens) als das vornehmste Kriegsziel Frankreichs erklärt und hartnäckig verfolgt.

Das Kriegsglück hat sich wieder einmal, wie so oft im Laufe der Geschichte, gegen Deutschland entschieden und nachdem unsere heldenmütigen Soldaten halb Europa erobert und der Kriegsmacht der ganzen Erde vier schwere Jahre hindurch siegreich widerstanden hatten, mußten wir nach dem schmählichen inneren Zusammenbruch dem alten Erbfeind wieder den deutschen Rhein überlassen. Soll auch die Besetzung des Rheinlandes nur eine vorübergehende sein, so besteht doch gar kein Zweifel mehr, daß Frankreich alles aufbietet, um sich dauernd in den Besitz des linken Rheinufers zu setzen, und es versucht seine Pläne durch rohe Gewalt wie durch einschmeichelnde Verlockung durchzuführen. In diesen Tagen der deutschen Not, da der Franzose am Rhein bereits eine wirtschaftliche Zollgrenze errichtet, der sehr bald auch die politische Grenze folgen wird, da kosmopolitische Phantasten und Utopisten von einer Lostrennung der Rheinlande von Deutschland und von der Errichtung eines „neutralen", unabhängigen Rheinstaates träumen, muß Arndts Rheinevangelium als nationaler Weckruf durch alle deutschen Gaue erschallen und darüber hinaus verbreitet werden, soweit die deutsche Zunge klingt. Es gibt keine politische Schrift, die heute zeitgemäßer und aktueller wäre, als das Büchlein von Arndt, das wir in einer ausgesprochenen Volksausgabe erscheinen lassen, damit es seinen Weg

in jedes deutsche Haus finde und in allen deutschen Herzen wieder den Geist der Befreiungskriege wecken möge. Lange war Arndts Schrift mit seinen übrigen Werken nur in Klassiker- und Gelehrtenausgaben zugänglich, die meist nicht oder doch nur von Wissenschaftlern gelesen wurden. Unsere Ausgabe will keine der so beliebten literarhistorischen Ausgrabungen sein, sondern ein Volksbuch, eine Flugschrift in ihrer ursprünglichsten Bedeutung, ein Trostbüchlein und eine vaterländische Herzstärkung für jeden Deutschen, auf daß der Väter Geist wieder in unserem Volk und vor allem in unserer Jugend lebendig werde und ein jeder erkennen möge, welche Gefahr unserem Volke droht, wenn Frankreich im Besitz des Rheines bleibt. In jedem deutschen Hause, in allen Volks- und Schulbibliotheken sollte dieses Büchlein Eingang finden, damit aus allen deutschen Kehlen aufs neue der Rütlischwur bekräftigt werde, den Abertausende unserer Besten gelobten und für den sie starben: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein", damit er auf immerdar Deutschlands Strom und Deutschlands heiligstes Herz bleibe, aber nimmermehr Deutschlands Grenze werde.

Im April 1921.

Edgar Wildberg.

Der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, bewies Sully im Jahre 1600 und 1610; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, rief Richelieu in den Jahren 1625 und 1635; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, erklärte der Graf d'Avaux in den Jahren 1640 zu Münster in den heiligen Orten, wo Hermann der Cherusker den Römern weiland andere Erklärungen gegeben hatte; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, klangen in den Jahren 1670 bis 1700 Louvois' und Colberts Reden im Staatsrat Ludwigs XIV. und sangen die Hofpoeten Boileau und Racine im Vorzimmer; der Rhein ist Frankreichs Naturgrenze, schrien die Ungeheuer an der Seine vom Jahre 1790 bis 1800. Der Beweis, den man vor zweihundert und hundert Jahren noch vergebens zu führen versucht hatte, gelang diesmal durch unser Unglück und unsere Zwietracht. Durch den traurigen Frieden zu Lunéville behielt Frankreich alles deutsche Land jenseits des Rheins mit allen Festungen und Wehren, was aber von festen Städten diesseits des Rheins lag, ward nie-

dergerissen und geschleift, damit Germanien, weiland der Schrecken der Jenseitswohnenden, unbeschirmt vor ihnen läge. So ändern sich die Zeiten. Den Franzosen, welche unser Glück und unsere Ehre und Freiheit immer belauert haben, könnten wir diesen Beweis mit der Feder und dem Degen vergeben; aber daß viele Deutsche diese Naturgrenze auch ganz natürlich fanden und sie mit den Franzosen und für die Franzosen zu beweisen suchten, war ebenso schlecht als dumm. Man hätte denken sollen, zehn Jahre, ja zwanzig Jahre von Verblendung und Unglück haben die dunklen Köpfe ein wenig aufgehellt und die verschobenen wieder eingerückt, zumal da die Franzosen selbst ihren Beweis lange umgestoßen haben. Aber mitnichten. Es sind immer noch viele, die sich gebärden, ja die sich in Herleitungen und Beweisen erschöpfen, als sei der Rhein als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland etwas Unbestrittenes und Abgemachtes. So sehr wirkt ein ewig wiederholter Wortklang, und so wenig sind die meisten Deutschen, die sich so gern als die Gründlichen denken und sprechen, zu denken gewohnt. Das leere Nachbeten fremder Meinungen, besonders das Nachbeten französischer Gaukeleien und Sophistereien ist leider diesseits des Rheins in dem Lande, wo Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken wohnen soll, mehr als recht Mode geworden. Bei dieser Bewandtnis der Dinge, besonders bei dieser

traurigen Bewandtnis der deutschen Köpfe und Herzen scheint es mir nichts Überflüssiges, unsern alten, herrlichen und heiligen Rheinstrom, was er war, ist und sein wird, dem braven deutschen Volke, welches zu viele politische Schwätzer und Klügler verwirren, einmal vorzuführen und den ganzen Streit in seinen wahren Verhältnissen und richtigen Beziehungen einmal hinzustellen, so daß jeder treue und unbefangene deutsche Mann selbst urteilen kann, was die Frage und der Kampf um den Rheinstrom bedeuten.

Was Heinrich IV. mit seinem Sully im Kopf hatte und unter dem schönen Schein einer europäischen Republik verhüllte; wofür Richelieu beinahe zwanzig Jahre arbeitete, und wovon er nur die Einleitung erlangte; worum Ludwig XIV. vierzig Jahre kriegte, und wovon er so wenig erreichte — das ist in unsern Tagen den Franzosen in fünf Jahren gelungen, nicht weil sie uns zu tapfer waren, sondern weil wir uns zu untreu waren. Sie haben der Welt verkündigt, der Rhein sei das äußerste Ziel ihrer Herrschaft, nimmer verlangen sie mehr Land. Das sprach auch Napoleon in den Jahren 1800 und 1805 vor ganz Europa laut aus. Aber wie lange haben sie Wort gehalten? Schon im Jahr 1806 ward die diesseits des Rheins liegende Festung Wesel mit ihrem Weichbilde, weil sie eine notwendige und unentbehrliche Vormauer Frankreichs sei, in Besitz genommen und für fran-

2*

zösisches Gebiet erklärt. Wenige Jahre, so gescha dasselbe der ganzen Nordwestküste Deutschland von Emden bis zum Ausfluß der Elbe; ja auch di Trave mit Lübeck und der Ostsee waren ein notwendige Grenze des großen Volkes und Reiches geworden. Man entschuldigte sich, als wenn die Gewalt ihrem Ausübe wehe täte, mit einer Notwendigkeit, die auch über die mäßigsten und gerechtesten Herrscher oft gebiete und sie nötige, um sich zu greifen, wo sie nicht wollen. Bald darauf ward auch das neugemachte Königreich Holland vernichtet; Holland hieß eine Anspülung (warum nicht Anspielung?) der französischen Ströme und ward in eine französische Landschaft verwandelt. Da die Ideen über die Naturgrenzen Frankreichs sich bei den Franzosen und Napoleon jedes Jahr so sehr erweiterten, so konnte man voraussehen, daß die Elbe, die Oder, die Weichsel, ja, wenn die französischen Waffen den Beweis gehörig einleiteten, die Düna und der Dnjepr bald Frankreichs Naturgrenze heißen würden. Deutsche Schreibseligkeit und Vaterlandsvergessenheit halfen den Franzosen immer mit redlicher Geflissenheit den Beweis führen und betörten die Menge, welche bloß hört und liest. Doch nichts mehr von dieser traurigen Elendigkeit! Lieber ein Wort über die Frage: Was sind die Naturgrenzen eines Volks?

Ich sage: Die einzige gültigste Naturgrenze macht die Sprache. Die Verschiedenheit der Sprachen hat Gott gesetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden wäre. Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Übung der Geister ist das menschliche Geschlecht hier erschaffen. Nach den Sprachen haben sich auch die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Bestandteile abgesetzt und geschieden und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis seit drei Jahrhunderten Eroberungswut angefangen hat, Gottes Naturgang zu stören und alles Fremdeste und Ungleichste zusammenzuschütten und zu mischen.

Sehen wir auf unser Vaterland, auf Deutschland, wie glücklich stand vor dreihundert Jahren zur Zeit Maximilians I. und Luthers unsere Grenze! Deutschland hieß nur das Land der deutschen Zunge, aber das war auch ganz deutsch. In Italien und Frankreich und auch in den östlichen Grenzländern beherrschte Deutschland unmittelbar damals nichts, deutsche Fürsten besaßen keine ita-

lienischen und französischen Landschaften; die sogenannte Reichsherrschaft über einzelne Lande dort war mehr Name als Tat. Die Sprache machte im Süden längs der Alpen und Ardennen die Naturgrenze, soweit deutsch und flamländisch gesprochen ward, hieß dort Deutschland; die einzige Grafschaft Kleinburgund (Franche-Comté) und einen Teil von Artois und Flandern hätte man undeutsch nennen können und die von Wallonen bewohnten mittleren Maaslande. Im Norden schnitten die skandinavischen Halbbrüder sich in ihren natürlichen Sprachgrenzen von uns ab. Polen und Ungarn hatten wir keine zu Untertanen. In Böhmen und Mähren gehörten einige Millionen Slawen zu Deutschland. Diese mußten dazu gehören, als ringsum von deutschen Landen umgeben und aus den allgemeinen Völkergetümmeln früherer Jahrhunderte als fremdartige Bestandteile übriggeblieben. Solcher waren auch einige in Südösterreich, in der Lausitz, in Schlesien, in Hinterpommern, zu wenige, als daß sie gezählt werden konnten. Noch ward ein großes, langes Küstenland, längs der Ostsee von der Weichsel bis zur Newa hinlaufend, zu Deutschland gerechnet, weil tapfere deutsche Ritter es vor drei Jahrhunderten dem Reiche und dem Christentum erobert, es mit deutschen Einwohnern bevölkert, mit Städten und Dörfern verschönert und deutsche Verfassung, Art und Sprache dort eingeführt hatten. Eine ähnliche

deutsche Kolonie lag hinter der Theiß und unter den Karpathen, nämlich Siebenbürgen; es diente Ungarn, wie Böhmen Deutschland diente, weil es als ein kleinerer, eingeklammerter Teil dem größeren Staate folgen mußte. Wie Deutschland damals stand, so standen fast alle übrigen Länder Europas und wurden auch nach den Sprachen genannt, so daß z. B. Navarra und andere Landschaften diesseits der Pyrenäen, weil spanische oder baskische Sprache dort herrschte, auch Spanien genannt wurden. Die Sprachen haben von jeher am meisten auch die Namen der Länder bestimmt. Lange hatte Rom ganz Italien bis an die Alpen schon beherrscht, aber immer noch ward das Land diesseits des Apennins an beiden Ufern des Padus (Po) bis zu den Alpen hinauf Gallien genannt, weil Gallier es bewohnten.

Die Sprache also macht die rechte Grenze der Völker. Nur einzelne Teile eines Volkes, die, von andern Völkern umschlossen, als ein kleinerer Teil in einem größeren Ganzen wohnen, müssen sich natürlich bequemen, dem größeren Staate anzugehören und nicht dem entfernten Stammlande: das übrige, was beisammen wohnt und einerlei Sprache spricht, gehört auch von Gott und Natur wegen zusammen, und diese weisen Verwalter des menschlichen Glückes haben es meistens so eingerichtet, daß eine Sprache selten das Maß der Grenzen überschreitet, innerhalb welchen ein Volk

von einer Regierung übersehen und verwaltet werden kann.

Nächst der Sprache machen nach der Erfahrung der Zeiten, worauf man bei der Lösung unserer Frage am besten und sichersten fußt, Gebirge und Meere Naturgrenzen, nicht an ihnen selbst, sondern weil sie Sprachgrenzen sind und also die Völker durch Verschiedenheit und Ungleichheit, ferner auch durch daraus entspringende Abneigung und Haß absondern. Das Gebirge über Thessalien und über den Akarnanen und Ätoliern trennte die Griechen von den Barbaren. Die Alpen sind Sprachgrenzen der Italiener und Deutschen und der Italiener und Franzosen. Der Ardenner Wald, die Vogesen und der Jura trennen die deutsche und französische Sprache; doch nur so, daß Mischungen an den Grenzen hin hie und da auch wohl über die Grenzen hinauslaufen. Durch das Meer ist die schwedische, dänische, norwegische und isländische Sprache von der jetzigen deutschen Sprache viel verschiedener geworden, als sie sein würde, wenn man aus Mecklenburg und Pommern zu Fuß nach Seeland und Schweden gehen könnte. England, wenn man die Begebenheiten und Entwicklungen seiner Geschichte von dem elften bis fünfzehnten Jahrhundert bedenkt, würde wahrscheinlich fast französisch sein, wenn Gott den schmalen Kanal nicht zwischen England und Frankreich gerissen hätte. Doch ist das Meer ein Verbindungs-

mittel der Menschen und Völker, und zwar eines der allergrößten; aber es verbindet keine Massen, sondern beschleunigt nur die Reisen der Menschen zueinander und den Umtrieb der Waren und Bedürfnisse und die Mitteilung von Sitten, Künsten, Wissenschaften und Erfindungen. Was aber die Massen der Völker voneinanderhält, das hält auch die Sprachen voneinander, das wird Naturgrenze. Wie also Berge und Meere Naturgrenzen werden, so werden es auch große Wüsten und Sümpfe, weil sie die Verbindung des einen Landes mit dem andern erschweren. Aber Ströme sind nie Naturgrenzen gewesen und können es auch nie werden.

Wo Ströme fließen, schon mit der Würde, daß sie Ströme genannt werden können, da senkt sich das Land in der Regel und flacht sich ab, es wird Ebene und meistens auch fruchtbare Ebene, wo die meisten Menschen wohnen, die reichsten Felder prangen und die fettesten Herden weiden, wo sich also die wenigsten Schwierigkeiten finden, daß große Scharen von Menschen sich unterhalten und von einer Seite des Stroms zur andern kommen können. Wo ein Meer und Meerbusen oft von zwei und drei Schiffen, wo ein Gebirge von 5000 und 10 000 Tapfern oft monatelang gegen 50 000 und 100 000 verteidigt werden kann, da können 100 000 andern 100 000 Mann selten den Übergang über einen Strom verwehren. Also ist ein Strom keine Grenze, weder für den Frieden noch

für den Krieg. Im Frieden kommen die Menschen auf das leichteste an beiden Ufern zusammen und teilen einander Sprache, Sitten, Art mit, sie werden und bleiben ein Volk. Im Krieg gibt ein Strom keine Verteidigungsgrenze wie ein Gebirge oder ein Meer oder eine Wüste; er gibt sie nur künstlich, wenn er mit Festungen besetzt ist: eine solche Kunstgrenze aber kann man auch anderswo machen. Die Franzosen und Deutschen hatten eine solche vormals längs ihrer ganzen Grenze. Die Geschichte, in diesen Dingen die gültigste Lehrerin und Richterin, kennt keine Ströme als Naturgrenzen der Weltteile und Länder. Nicht die Wolga oder der Ob machen im Norden die Grenze zwischen Europa und Asien, sondern der Ural; nicht die Newa trennt die Schweden und Finnen, sondern der Bottnische Meerbusen; nicht der Ganges macht die Grenze zwischen Indien und den jenseitigen Landen, sondern zwanzig bis fünfzig Meilen östlicher große Wälder, Moräste und Berge; nicht der Indus macht die Naturgrenze zwischen Indien und Persien, sondern weiter westlich im Süden eine Wüste, im Norden Gebirge; der Strom an beiden Ufern ist indisch; nicht die Donau macht die Grenze zwischen Deutschland und Italien oder zwischen Polen und Ungarn, sondern die Alpen und die Karpathen. Nur der Euphrat hat zuweilen die Ähnlichkeit einer Naturgrenze gewiesen; aber das ist nicht der Strom, sondern

die Wüste, die an ihm hinläuft — der Atlas, der Taurus, der Kaukasus, der Imaus, die Alpen, die Pyrenäen, auch breite und lange Sumpfstriche und die meisten Meere, doch Meere weniger als hohe Berge, das sind Naturgrenzen und die einzigen rechten, und mit ihnen die größte Naturgrenze, die Sprache.

Jetzt nach diesen vorläufigen und nicht unzeitigen Bemerkungen habe ich zu erklären, was meine Überschrift bedeutet: *Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.* Ich meine mit dieser Überschrift, die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müssen deutsch sein, wie sie sonst waren, die entwendeten Lande und Menschen müssen dem Vaterlande wiedererobert werden. Ohne den Rhein kann die deutsche Freiheit nicht bestehen. Diese Meinung gründet sich zunächst auf mein Herz, auf meine Liebe zu meinem Vaterlande und zu meinem Volke: diese Liebe ist den Redlichen vielleicht ein ehrwürdiges Ding, aber sie ist schlecht, Beweise auf dem Papiere zu führen. Sie gründet sich zweitens *auf Recht, auf Politik, auf Ehre und auf Treue des deutschen Namens.* Diese vier Zeugen können ihre Aussagen durch Briefe und Siegel bestätigen lassen, sie können ihr Zeugnis jedermänniglich verständlich und gültig machen. Ich höre sie denn einzeln ab und lasse jeden unparteiischen Richter den Ausspruch tun.

Zuerst also tritt mein erster Zeuge auf, welcher Recht heißt, und läßt sich vernehmen. Es spricht geradezu: Soweit im Südwesten Deutschlands flamländisch (ein Dialekt der großen deutschen Sprache) gesprochen wird, war von jeher deutsch und muß wieder deutsch werden. Meine deutsche Grenze geht in gerader Linie von Dünkerken südlich unter Mons und Luxemburg hin, läuft von da auf Saarlouis, dann folgt sie längs der Saar und den Vogesen der deutschen Zunge bis Mömpelgard und zieht sich von da auf die Rheinbucht bei Basel. Das Recht macht seine Herleitungen historisch, es muß sich auf den Besitz stützen; es erzählt also in kurzer Übersicht die Geschichten des Landes, das zwischen dem Rhein und dieser eben gezogenen Linie liegt.

Cäsar, der Eroberer Galliens, hat uns von diesem Lande und seinen Bewohnern die ersten Nachrichten gegeben, die ungefähr ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fallen. Seine Beschreibung sagt ausdrücklich, Gallien sei von drei an Sprache, Sitten und Verfassungen sehr verschiedenen Völkern bewohnt gewesen. Den Südwesten, um beide Ufer der Garonne, und die Cevennen bis in die pyrenäischen Berge hinein bewohnten die Aquitaner, ein den Nordspaniern verwandtes Volk; in der Mitte, zwischen der Seine und Marne und dem Atlantischen Meere und den Alpen saßen die Kelten oder Gallier; und im Norden, über der Seine bis zum Rhein hin,

weideten die Belgen, welche nicht nur in den in späteren Jahrhunderten so genannten Niederlanden, sondern auch in einem großen Teil der Landschaften saßen, die späterhin Champagne, Isle-de-France, Artois, Picardie und Normandie genannt wurden, also viel südlicher als der Ardenner Wald, die Schelde und die Vogesen. Diese Belgen waren die kriegerischsten und tapfersten aller Bewohner Galliens und kosteten Cäsar die härtesten und blutigsten Kämpfe. Doch wir hören ihn am besten selbst über sie*).

„Als er diese befragte, welche Völkerschaften und wie viele unter Waffen wären, und was sie im Kriege vermöchten, fand er folgendes:

Die meisten Belgen seien von den Germanen entsprungen, in früheren Zeiten wegen der Fruchtbarkeit des Landes über den Rhein gegangen, haben sich dort niedergelassen und die Gallier, die jene Orte bewohnten, vertrieben; auch seien sie die einzigen, die, als zur Zeit unserer Väter ganz Gallien überzogen ward, den Teutonen und Cimbern das Eindringen in ihre Grenzen verwehrt haben. Daher komme es, daß sie wegen der Erinnerung dieser Taten sich ein großes Ansehen und einen hohen Stolz in Kriegssachen herausnehmen. In Hinsicht ihrer Zahl — sagten die Remer — seien sie auf das genaueste unterrichtet, weil sie, durch Verwandtschaften und Verschwägerungen mit

*) Caesar, de Bello Gallico II, 4.

ihnen verbunden, erfahren hätten, wie viele Mannschaft jeder in der gemeinsamen Versammlung der Belgen zum Kriege versprochen habe. Die mächtigsten unter ihnen, durch Tapferkeit, Ansehen und Menschenzahl, seien die Bellovaker; diese können 100 000 bewaffnete Männer stellen, sie haben von dieser Zahl 60 000 Erlesene versprochen und verlangen für sich den Oberbefehl des ganzen Kriegs. Ihre nächsten Nachbarn seien die Suessonen und besitzen die weitesten und fruchtbarsten Gefilde; sie haben 12 Städte und versprechen 50 000 Bewaffnete. Ebenso viele versprechen die Nervier, die für die wildesten von ihnen gehalten werden und sehr weit gegen den Norden hinauf wohnen; die Atrebaten 15 000, die Ambianer 10 000, die Moriner 25 000, die Menapier 9000, die Caleter 10 000, die Velokasser und Veromandueer ebensoviel, die Condruser, Eburonen, Cäräser, Pämaner, die mit einem Namen Germanen genannt werden, ungefähr 40 000 Mann."

Wir machen zu diesem Kapitel einige Anmerkungen und geben die Lage, Sitze und Beschaffenheit dieser Völkerschaften in einer ungefähren Übersicht an. Wir gehen von Osten gegen Westen über Belgien hin und zeichnen das Merkwürdigste aus, wobei wir den Beschreibungen und Andeutungen Cäsars und des anderthalb Jahrhunderte späteren Tacitus folgen.

Wenn man von Osten nach Westen ging, so waren die ersten Belgen, die man traf, die Treverer, an den Ufern der Mosel und Saar längs dem Hundsrück und Vogesus bis zur Maas hin wohnend. Sie waren stark an Fußvolk, aber vorzüglich berühmt durch ihre treffliche Reiterei von furchtbarer, fast germanischer Tapferkeit und Trotz. Tacitus sagt ausdrücklich von ihnen, sie und die gleich tapferen und freiheitliebenden Nervier seien stolz auf die Ansprüche germanischer Abkunft, als wenn dieser Ruhm des Blutes sie von der Ähnlichkeit mit den feigen Galliern unterschiede. Sie waren das Haupt mancher kleinen Völkerschaften, von welchen Cäsar unter anderen die Eburonen und Condruser nennt.

Ihnen zunächst, westlich und nordwestlich bis an die Roer hinauf und längs der Maas an beiden Ufern, saßen mehrere kleine Völkerschaften: die Segner, Condruser, Eburonen, Cäräser, Pämaner, welche Cäsar ausdrücklich Germanen nennt. Sie bildeten in späteren Zeiten ein einziges, mächtiges Volk, welches die Tongrer oder Tungrer hieß. In der Stadt Tongern jenseits der Maas lebt noch der Klang ihres Namens.

Westlich an diesen im ebenen Lande, wo der Wanderer jetzt des Weges gegen Löwen und Brüssel geht, wohnten die mutigen und streitlustigen Aduatiker. Diese waren Enkel der weltstürmenden Cimbern und Teutonen. Als diese näm-

lich ihren Zug gegen Südgallien und Italien antraten, ließen sie einen großen Teil ihres Gepäcks, was sie nicht mitschleppen konnten, am Rhein zurück, und mehrere Tausende ihrer Krieger blieben als Bedeckung dabei. Nach ihrem Untergange führten diese Zurückgelassenen unter mancherlei Wechseln mit den benachbarten Völkern viele Jahre Krieg, bis endlich durch gemeinsame Übereinkunft aller Friede geschlossen ward und sie diese Gegend zum Wohnsitz wählten.

Diesen und den Eburonen nördlich und nordwestlich von der Schelde bis zur unteren Maas saßen im sumpfigen und waldreichen Lande die Nervier, eines der zahlreichsten und trotzigsten Völker, deren fürchterliche Streitbarkeit Cäsar in manchen gefährlichen Schlachten erfuhr. Wie die Trevirer von allen Belgen die berühmteste und stärkste Reiterei hatten, so waren diese vorzüglich als Fußvolk furchtbar und mächtig. Als Cäsar zuerst Kunde von ihnen einzog, meldeten ihre bezwungenen Nachbarn von ihnen: sie verbieten allen Kaufleuten den Zugang zu sich sowie die Einfuhr des Weines und anderer Üppigkeitswaren, weil sie glauben, die Gemüter und die männliche Tugend erschlaffen dadurch; es seien trotzige und sehr tapfere Männer; sie tadeln und schelten die übrigen Belgen, welche sich dem römischen Volke ergeben und die von den Vätern überlieferte Tugend hingeworfen hätten; sie beteuern, sie werden

weder Gesandte schicken noch irgendeine Friedensbedingung annehmen.

Von diesen wieder nordwestlich, nahe dem Ausfluß der Maas und dem Inselgebiet des jetzigen Seelands, das damals gewiß eine andere Gestalt hatte als jetzt, wohnten in Sümpfen und Marschen die Menapier, lange auf ihre unzugängliche Lage trotzend, als die meisten übrigen Völkerschaften der Belgen von den Römern schon bezwungen waren.

Unter diesen und den Nerviern südwestlich saßen die Bellovaker in weiten Marken bis über die Somme hinaus, die zahlreichste aller belgischen Völkerschaften. Ihre Hauptfestung hieß Bratuspantium. Sie herrschten über viele kleine Völkerschaften und hielten lange mit unerschütterlicher Liebe für die Freiheit aus.

Dies waren die kriegerischsten und bedeutendsten belgischen Völker. Sie wurden nach tapferem Kampf für ihre Freiheit von der römischen Überlegenheit an Macht und Mannszucht und von Cäsars Geist besiegt, weil sie nicht in festgeschlossener Eintracht zusammenhielten, und weil leider Gallier und Germanen den Römern die eigenen Landsleute und Stammgenossen unterdrücken halfen. Auch römische Treulosigkeit und Hinterlist half zur Unterjochung: ein Eroberer, und sei er mild und freundlich wie Julius Cäsar, kann ohne Greueltaten die Länder nicht unterjochen. Nim-

mer sollte in Geschichten vergessen werden, wie herrlich die Nervier, Trevirer, Bellovaker, Aduatiker, Eburonen für die Freiheit gestritten haben, und mit welchem Heldenmut der Trevirer Induciomarus und vor allen der große Eburone Ambiorix gegen den größten römischen Mann ihres Zeitalters aushielten. Daß Cäsar Männer, die für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes fochten, als Verbrecher hinrichtete, daß er den belgischen Feldherrn Commius durch Meuchelmörder anfallen ließ, daß er die über den Rhein vorgedrungenen Usipeter und Tenkterer unter dem Schein von Friedensverhandlungen durch den schändlichsten Verrat schlug, erzählt er selbst mit großer Unbefangenheit; aber diese Unbefangenheit macht die Schande nicht zur Ehre. Diese unglücklichen Belgen wurden von Cäsar zuerst durch List und Gewalt bezwungen; allmählich bezwangen römische Lüste sie durch die Gewohnheit für die Knechtschaft: die meisten von ihnen lernten endlich gleich den übrigen Galliern in geduldiger Schmach dienen; ja, der faulen Weichlichkeit, die von dem Früheren nichts mehr wußte, gefiel zuletzt, was den Vätern noch ein Abscheu gewesen war.

Man muß sich diese Belgen, welche die römischen Schriftsteller ausdrücklich Germanen nennen, so denken, daß die nördlichen am meisten germanisch, die südlichen mehr mit gallischer Art und Sprache vermischt waren. Die nördlichen zeich-

neten sich vor den übrigen auch aus durch größere Streitbarkeit und brennenderen Freiheitstrotz, als die von ihren Brüdern, den Germanen, wegen der Nachbarschaft die unaufhörliche Kriegsübung und das lebendige Beispiel der Freiheit hatten.

Neben diesen Belgen wohnten an dem Saum des Rheins hin mehrere germanische Völkerschaften, deren Grenzen und Art ich kurz angebe.

Von da, wo der Jura sich gegen den Vogesus absenkt, von Mömpelgard und Pruntrut bis gegen Mainz hinauf, wohnten zwischen den Vogesischen Bergen und dem Rhein die Triboker, Nemeter, Vangionen, von welchen die Römer bloß die Namen, aber keine Kriegstaten melden.

Von diesen nördlich, jenseits des Rheins, saßen die Katten, das tapferste, freieste und kriegerischste Volk aller Germanen, auch das gebildetste in der Kriegskunst, das sogar schon einen kriegerischen Ritterorden hatte. Sie sind die Väter der Hessen, und ihre gepriesene Tugend ist in den Enkeln nicht ausgeartet.

Weiterhin um die Sieg die Ubier, zur Zeit des Kaisers Augustus, damit sie die Grenzen decken hülfen, über den Strom verpflanzt. Ihnen ward eine Stadt und Kolonie gegründet, welche Colonia Agrippina oder Colonia Ubiorum hieß und späterhin Köln berühmten Namens genannt ward. Die Ubier wurden bald zu treue Knechte der Römer,

und sie und ihre Stadt waren lange ein Abscheu der umwohnenden Freiheit.

. Nächst diesen, weiter gegen Westen, saßen die Usipeter und Tenkterer, berühmt durch ihre treffliche Reiterei; dann die Sigambern, wild und kriegerisch, durch Tiberius' Künste, damit auch sie die römische Knechtschaft lieben und verteidigen lernten, dreißig Jahre nach Cäsar, 40 000 Mann stark über den Rhein verpflanzt; etwas entfernter vom Rhein an ihnen hin die Brukterer, Chamaver, Angrivarier, dann die Friesen an den Küsten der Nordsee.

Endlich schlossen den Rhein die Bataver und Mattiaken, welche zwischen seinen Armen bis zum Meer hin wohnten. Die Römer nannten ihr Land nur die Rheininsel oder die Insel der Bataver. Die Bataver waren ein kattisches Volk und bei einem inneren Aufruhr weiter gegen Westen ausgewandert und waren wegen ihrer Tapferkeit berühmt wie jene. Sie wurden bald eine Art Bundesgenossen der Römer; eigene Könige regierten sie, Zins gaben sie nicht, sondern bekamen unter dem Titel Hilfsgelder oft gleichsam Zins: sie waren die Schweizer der Römer. Diesen lieferten sie Männer und Reiter. Durch ihre Tapferkeit geriet oft die germanische Freiheit in Gefahr, und durch ihre Arme vorzüglich ward endlich Britannien von den Römern bezwungen.

Die Kaninefaten, ein kleines Völkchen, waren mit ihnen gleichen Ursprungs.

An den äußersten Enden der Maas und des Rheins wohnten neben ihnen die Mattiaken, ihnen gleich, nur daß Land und Himmel sie noch trotziger machte.

Alle diese am jenseitigen rechten Ufer des Rheins wohnenden Völker streiften oft über den Strom und saßen oft wohl jahrelang in einzelnen Bezirken fest, bis die Römer den Rhein durch Schlösser, Festungen, Brückenköpfe und Schanzen gestärkt hatten, wodurch der Übergang schwieriger und gefährlicher ward und doch nicht unterblieb. Cäsar hatte die Belgen nur besiegt und bezwungen, weil unter den Völkerschaften Eintracht und Übereinstimmung fehlte, und weil sie weder einander selbst noch ihnen ihre Nachbarn und Brüder, die Germanen, zu rechter Zeit zu Hilfe kamen. Cäsars Nachfolger im Befehl am Rheinstrom befolgten die alte römische Politik, durch Aufhetzung und Entzweiung gegeneinander, durch Verweichlichung und Bestechung, durch Gold, Hilfsgelder, Kriegsdienst im römischen Lager, durch römische Titel und Ehren die Völker zu Sklaven zu machen. Schon fingen auch am andern Ufer des Rheins Germanen an, unterwürfig zu werden, und germanische Fürsten prangten mit römischen Halsketten und Spangen und mit römischen Namen und Titeln, als wenn die Knechtschaft durch

Schmuck und Pracht eine Tugend würde. Da erhob sich Hermann, ein Fürst des Volkes der Cherusker, vereinigte die Heeresmacht mehrerer germanischen Stämme und dämpfte den römischen Übermut dermaßen, daß er seit ihm jenseits nicht wieder herrschend werden konnte. Gern hätte Hermann den Krieg über den Strom getragen, in Belgien hinein und die in jenen Landschaften wohnenden, den Römern unterworfenen Germanen und ganz Gallien zum Aufstand und zur Freiheit erregt; aber die Germanen wollten nichts weiter, als ihre angetastete Freiheit verteidigen und behaupten, und gingen nach den abgewehrten Gefahren jeglicher wieder in seine Heimat: auch waren Fürsten unter ihnen, von den Römern erkaufte Verräter des Vaterlandes, welche eine allgemeine Verschwörung und einen gemeinschaftlichen Aufstand der Völker gegen sie hinderten.

Doch waren die Belgen unter der römischen Herrschaft von ihrer alten Tugend und Tapferkeit noch nicht ganz entartet. Oft hatten die freiheitliebenden und kriegerischen Trevier und Nervier in fruchtlosen Versuchen an dem schweren Joche der Fremden geschüttelt. Endlich, seit dem Jahre 68 nach unsers Herrn Geburt, als nach dem Tode des abscheulichen Nero mehrere römische Feldherren um die Herrschaft der Welt stritten, ging eine große Hoffnung der Freiheit auf. Die Bataver waren aufgestanden unter der Anführung

des Claudius Civilis von königlichem Stamm und hatten die umwohnenden Germanen und Belgen zur Freiheit und Rache gegen römische Tyrannei aufgerufen. Römische Festungen wurden genommen, römische Lager erstürmt, und Legionen lagen erschlagen; die Bundesgenossen fielen ab; viele Germanen, den Ufern des Rheins zunächst sitzend, und von den Belgen die Trevirer, Nervier, Tungrer bewegten sich. Aber alles ward mit mehr Ungestüm und Wildheit als Stetigkeit und Einheit geführt. Weil das Ganze eines festen Bandes mangelte, weil einer nicht allen befahl, so war die Kühnheit nicht gücklich. Als Vespasianus der Herrschaft in Rom sicher war, zogen von allen Seiten römische Legionen gegen den Rhein heran; die Germanen kehrten zur Ruhe zurück, weil Velleda, ihre Prophetin, von römischem Golde bestochen war; die Belgen, die nichts mit einem gemeinschaftlichen Plan taten, wurden getrennt und einzeln bezwungen; endlich schloß auch Claudius Civilis seinen Frieden mit dem römischen Feldherrn Cerealis, und alles kam wieder in seine alten Verhältnisse.

Seit den großen und gewaltigen Kriegen, welche Drusus, Tiberius und Germanikus an dem Rhein und an der Weser gegen die Germanen geführt hatten, ließen die Römer ab von der Hoffnung und von den Versuchen, Germanien zu unterjochen. Sie deckten ihre Grenzen am Rhein

durch eine Kette von Festungen und Schlössern; von den umwohnenden germanischen Völkerschaften wurden sie nur zuweilen durch Streifereien geneckt, die selten Kriege wurden: denn sie hüteten sich wohl, durch größere Kriegszüge in ihren Grenzen sie zur Vereinigung zu zwingen. Oft waren die Verhältnisse so freundlich, daß viele Tausende der germanischen Jugend die römischen Legionen als Hilfsvölker um Sold stärkten und bis in das Morgenland und zu den äußersten Küsten Kaledoniens zogen. Anders aber ward der Zustand gegen den Ausgang des zweiten christlichen Jahrhunderts. Da erhoben sich am Rhein zwei gewaltige germanische Völkerbünde, nämlich am Oberrhein die Alemannen und am Niederrhein zwischen der Kolonie der Ubier und den Batavern die Franken. Mehrere deutsche Völkerschaften wuchsen zusammen, und die neuen Namen entstanden, ohne daß man ihre Bedeutung und den Anfang ihrer Entstehung bestimmt anzugeben weiß. Sehr wahrscheinlich ist, daß die Sigambrer, Usipeter, Tenkterer, Brukterer, Marsen, die dem Rhein nächst wohnten, zu den Franken die Hauptbestandteile hergegeben haben; von den Alemannen erzählt man uns, daß auch viele vom gallischen Stamm unter ihnen waren. Mit diesen beiden Völkern wurden über zwei Jahrhunderte die schwersten und blutigsten Kriege geführt; in Italien sahen die Römer die Alemannen oft jenseits

der Alpen, ja einige Male jenseits des Padus, und die Franken drangen mit schrecklichen Verheerungen mehrmals tief in Gallien ein, ja um die Mitte des dritten Jahrhunderts gingen sie sogar über die Pyrenäen und plünderten in Spanien bis an den Iberus. Endlich, als im Anfange des fünften Jahrhunderts das unabwendbare römische Verhängnis seiner Erfüllung nahte und wegen der Not Italiens und Galliens die Legionen von dem Rheinstrom weggezogen wurden, ergoß sich das Germanische ungehindert über die Lande, die seit den frühesten Zeiten germanisch gewesen waren. Am Oberrhein setzten sich die Burgunder fest, am Mittelrhein die Alemannen bis an die Vogesen und die Mosel, und über den Niederrhein ergossen sich die Franken immer weiter über die fruchtbaren Marschländer des westlichen Belgiens, wo die kriegerischen Tungrer, Nervier, Menapier und die nördlichsten der Bellovaker saßen: sie breiteten sich um die Roer, die Maas und an beiden Ufern der Schelde bis an das Meer aus. Was in diesen Landen von Römern und Römlingen gesessen hatte, flüchtete sich vor dem Schwert der Barbaren tiefer nach Gallien hinein, wo, als alles ringsum von den Germanen schon besetzt und unterjocht war, nur um die Festen Sigdunum und Paris ein halbes Jahrhundert noch ein Schatten römischer Herrschaft bestand. Auf diese Weise fegten die Germanen aus der Rheingegend und dem mitt-

leren und nördlichen Belgien das Fremdartige hinaus. Dazu kam um das Jahr 450 noch der gewaltige Hunnenkönig Attila mit seinen verheerenden Zügen und zerbrach am Rhein und an anderen Orten viele römische Städte und Festen und vertilgte mit ihnen zugleich römische Bildung und römische Laster. Gott hatte es so bestimmt, daß dieses uralt germanische Land echt germanisch werden und künftig deutsch sein und heißen sollte.

Endlich gegen den Ausgang des fünften Jahrhunderts, nachdem so viele deutsche Völkerschaften auf dem Schutt des römischen Reichs schon Staaten gegründet hatten, kam es fast zuletzt an die Franken, welche das mächtigste von allen germanischen Reichen gründen sollten. Chlodwig oder Ludwig, einer ihrer Könige, hatte die verschiedenen Stämme der Franken unter e i n e r Herrschaft vereinigt und eroberte binnen dreißig Jahren fast ganz Gallien bis an die Rhone und die Sevennen und machte die Alemannen diesseits und jenseits des Rheins zinsbar. Seine Nachfolger setzten in zwei Jahrhunderten sein Werk fort, und die Lande der Burgunder um die Saone und zwischen den Alpen und der Rhone, und jenseits des Jura Helvetien, von welchem der größte Teil jetzt auch burgundisch war, und in dem ehemaligen Germanien die Bayern und die Hermunduren (oder Thüringer) in Franken und Thüringen, und die Katten wurden zinsbar. Auch bezahlten einige Slawen-

stämme in Nordostgermanien zuweilen Zins. Nur die Sachsen, Engern und Friesen längs der Nordsee und auf den der Freiheit heiligen Gefilden um die Weser, Lippe und Ems und um den Harz bis an die Elbe wohnten immer noch in unbezwungenem Heidentum und in ungebrochener Freiheit.

Ludwigs des Franken, des Eroberers, Geschlecht war durch Laster und Verbrechen erschlafft und entartet. Im achten Jahrhundert ward es von dem germanischen Geschlecht Pipins von Herstall vom Thron gestoßen. Der vierte und gewaltigste Mann dieses Hauses, welcher das Reich der Franken beherrschte, hieß Karl, der in der Geschichte den Beinamen Karl der Große führt. Er war ein großer und kriegerischer König und hatte von den Pyrenäen bis zur Elbe und von der Leitha bis zur Ems ein Reich gegründet, wie es seit den Zeiten der Römer in Europa nicht gewesen war. Auch ließ er sich im Gefühl seiner Macht und Majestät im Jahr 800 von dem Papst in Rom krönen und nahm den Titel Römischer Kaiser an. Karl der Große hatte Frankreich, Italien und den größten Teil des Landes, was hinfort Deutschland genannt ward, durch Gewalt der Waffen verbunden und hinterließ dieses weite Reich bei seinem Tode im Jahr 814 seinem Sohne Ludwig, welcher in der Geschichte Ludwig der Fromme heißt und nicht mit dem Ansehen seines Vaters die Völker regierte. Ludwig teilte die Lande unter seine drei

Söhne, und bald löste sich wieder voneinander, was nur die Gewalt unnatürlich zusammengezwungen hatte; denn nur das Gleichartige hält auf die Dauer zusammen. Ludwigs ältester Sohn Lothar bekam den Namen und die Würde des Kaisers von Rom und erhielt an Ländern Italien, den größten Teil des vormaligen burgundischen Reichs und alles, was der Rhein, die Ardennen, die Somme und das Meer umgrenzen; Ludwig, sein zweiter Sohn, der gewöhnlich Ludwig der Deutsche genannt wird, bekam alle Lande jenseits des Rheins; Karl, sein dritter Sohn, erhielt den südwestlichen Teil Frankreichs, was man damals Neustrien zu nennen pflegte. Aber gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts, als die von Lothar gestiftete Linie ausgestorben war, fügten sich alle Lande, in welchen zwischen dem Rhein und dem Meer die deutsche Sprache und Sitte die herrschende war, zu dem nordöstlichen Frankenreiche, welches hinfort als ein Reich für sich bestand und das Deutsche Reich genannt ward. Dieses große und schöne Gebiet ward lange Zeit Lothringen, auch wohl das Herzogtum Francien genannt; was nachher Lothringen hieß, war nur ein Teilchen davon. Die Fürsten und Herren, die seit der Erlöschung der großen Herrscherhäuser der Salier und Hohenstaufen hier im äußersten Südwesten Deutschlands fast unabhängig geboten, hielten sich immer noch zum Deutschen Reiche und wurden als Reichsfürsten ange-

sehen, dahingegen viele der vormaligen burgundischen Lande, die seit dem elften Jahrhundert dem Reiche der Deutschen zugefügt wurden, sich wegen der Verschiedenheit der Sprache und Sitten, welche romanisch und französisch waren, dem Deutschen Reiche mehr und mehr entfremdet und endlich fast von ihm abgelöst hatten.

Im vierzehnten Jahrhundert hatte König Johann, der zweite König des Hauses Valois, einen seiner Söhne mit dem französischen Herzogtum Burgund beliehen. Dieser und seine Nachkommen erwarben durch Glück, durch Tugenden der Gerechtigkeit und Tapferkeit, durch Heiraten und Verträge im Nordwesten ihrer Herrschaft so weite und reiche Länder, daß sie mit den mächtigsten Königen verglichen werden konnten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nicht allein Herr des Herzogtums Burgund und der Grafschaft Kleinburgund, sondern nannte auch fast alles Land sein, was sich über der Somme und den Ardennen um die Schelde und Maas bis hinauf zur Zuidersee streckte. Es bildete sich zwischen Frankreich und Deutschland ein mächtiger Mittelstaat, ein neues Königreich Burgund, mächtiger als eines der früheren burgundischen Reiche gewesen. Aber nicht lange nach seinem Tode zerfiel dieser Staat. Die treulose und schleichende Hinterlist des Königs von

Frankreich, Ludwigs XI., umspann Philipps Sohn und Nachfolger, Karl den Kühnen von Burgund, mit so dichten und feinen Spinnweben, daß er seinem Verderben nicht entrinnen konnte. Als Karl im Jahre 1477 in der Schlacht bei Nancy geblieben war, riß Ludwig XI., der für alles bereit stand, das Herzogtum Burgund und manche Städte und Orte französischer Zunge in den Landschaften von dem burgundischen Reiche ab und fügte sie wieder zu Frankreich. Der Überrest, der nördliche Teil der Herrschaft, welcher größtenteils aus den Landen der deutschen Zunge bestand, und die Grafschaft Kleinburgund ward für Karls Tochter, Maria von Burgund, gerettet, welche sich mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich vermählte. Auf diese Weise ward dieses Burgund habsburgisch und 40 Jahre später spanisch, da Maximilians Enkel Karl, Erzherzog von Österreich und Herzog von Burgund, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auch König von Spanien ward. Dieser Karl, welcher als deutscher Kaiser Karl V. genannt wird, verband gegen das Ende seines Lebens sein burgundisches Erbteil wieder auf das engste mit Deutschland, welchem er es unter dem Namen des Burgundischen Kreises einverleibte, teils — sagen einige — damit er seinem Sohn Philipp Einfluß auf Deutschlands Angelegenheiten, vielleicht die Ehre der deutschen Krone verschaffte, teils damit diese Lande gegen Frankreichs Macht und

Herrschsucht in dem deutschen Reichskörper einen starken Halt und Schutz hätten. Unter diesem Philipp II., weil er freie Männer tyrannisch regieren wollte und seinen Willen Gesetz nannte, riß sich seit den Jahren 1570 der nördliche Teil des Burgundischen Kreises von der spanischen Herrschaft los und stiftete nach langem Kampfe einen eigenen Freistaat, welcher der Freistaat der Sieben vereinigten Provinzen oder der Vereinigten Niederlande hieß: das Land, was die Friesen, die Bataver, die Mattiaken, die Kaninefaten, die Menapier, die nördlichsten Nervier, die Eburonen und Sigambern weiland bewohnt hatten, uralte Sitze der Freiheit; das übrige blieb bei Spanien und Deutschland.

Durch den traurigen Dreißigjährigen Krieg gelang den Franzosen endlich, wonach sie so lange getrachtet hatten: sie kamen mit einem Teil ihrer Grenze an den Oberrhein. Ihnen ward das Elsaß abgetreten, und mehrere deutsche Festungen am jenseitigen Ufer des Stroms blieben von ihnen besetzt, damit das unbewaffnete Deutschland immer offen vor ihnen läge. Was hier angefangen war, suchte Ludwig XIV. 40 Jahre lang mit Gewalt weiterzuführen, aber es gelang ihm nicht. Nur einen Teil der spanisch-burgundischen Lande, meist Städte und Orte der französischen Zunge, riß er ab; das übrige Land der flamländischen und deutschen Zunge zwischen dem Rhein und dem Ozean

blieb noch bei Deutschland. In den Jahren 1730 ward das Herzogtum Lothringen, welches von französischen Landschaften und vom Elsaß fast umklammert lag, mit Frankreich vereinigt. Erst der französische Revolutionskrieg hat die herrlichen Lande um den Rhein, die Mosel, die Maas und die Schelde, ursprünglich und uralte Lande deutscher Zunge, der deutschen Freiheit und dem vaterländischen Stamm entrissen. Wir haben sie zu leicht verloren und zu leichtsinnig aufgegeben, weil wir ihren Wert und die Bedeutung und Wichtigkeit ihres Besitzes nicht kannten.

Man möchte mir sagen: Diese Länder sind ja eigentlich fränkische Länder, den Teil ausgenommen, der zwischen dem Rhein, den Vogesen und der Mosel liegt, wo vor der Herrschaft der großen fränkischen Monarchie zuletzt Alemannen herrschten. Als die Römer im Anfange des fünften Jahrhunderts den Rhein aufgaben, beherrschten die Franken ja, was zwischen den Ardennen, dem Rhein, der Mosel und dem Meer liegt. Sie gingen von hier weiter südlich, drangen in Gallien ein und eroberten es. Sie haben also nichts anderes getan, als ihr Land wiedernehmen und ihre rechten Stammgenossen wieder zu sich fügen; denn gewiß wohnen in Brabant und um Lüttich, Mastricht und Jülich viele Enkel der alten Franken.

Dies scheint nicht ungereimt geredet. Ich antworte darauf also:

Jene Franken, von welchen hier geredet wird, sind nicht mehr in der Weltgeschichte. Ein Teil von ihnen hat sich mit den Galliern und Römern vermischt und ist ein neues Volk von Mischlingen geworden, das Franzosen genannt wird und jenen alten Franken so wenig ähnlich ist, als der jetzige Lombarde am Ticino dem Märker um die Havel, wo vor 2000 Jahren vielleicht Lombarden saßen. Die in den alten Sitzen blieben, sind, einige wenige Striche des Französischen ausgenommen, echte Germanen und deutsche Menschen geblieben bis diesen Tag und haben mit dem aus Galliern, Römlingen und Franken entstandenen Volke an Art und Gemüt wenig gemein. Sie haben sich daher auch selbst in den Jahrhunderten, als das Deutsche Reich durchaus keine zwingende und zusammenhaltende Gewalt hatte, von dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert, durch Neigung und Art des Volkes unwillkürlich gezogen, immer zum Deutschen Reiche gehalten und gezählt, und nicht zum französischen, und sind Teile Deutschlands geblieben bis auf die letzten fünfzehn Jahre, die soviel Altes und Verehrliches umgekehrt und zerstört haben. Mit demselben Rechte, womit die Franzosen auf diese Lande Anspruch machen, könnten die Kastilier und Engländer, die keine Deutschen mehr sind, auf die Landschaften um Cherson und Kiew oder um Münster und Hamburg Anspruch machen und sprechen: Hier ist das Land der alten

Westgoten, hier saßen einst die Angeln und Sachsen, wir nehmen das Land unserer Väter wieder; und die von Rouen und Salerno könnten in die Häfen von Christiania und Drontheim einlaufen und rufen: Hie Normänner und Normannenreich! wir nehmen das Unsrige wieder. Enkel der alten Franken wohnen am Rhein, an dere Roer, an der Maas, in Brabant und in Flandern, auch einige Franzosen sind Enkel der Franken; aber das Frankenland ist kein Franzosenland. Weil es deutsch blieb und nicht romanisch ward, hat es sich mit Recht immer in dem Besitz behauptet, den Deutschen angehören zu wollen. Deswegen sollen Deutsche ihre Brüder, die ihnen so gern angehören, nicht leichtsinnig aufgeben, sondern auf Tod und Leben für ihre Befreiung streiten, aber die Franzosen gern behalten lassen, was französisch ist.

Das Recht hat geredet und ausgesagt, daß Besitz, Stamm, Sprache, Art und Neigung dieser Lande und Völker für das Deutsche Reich ist. Nun tritt die Politik auf und beweist, daß Deutschlands Selbständigkeit und Europas Sicherheit nicht bestehen kann, wenn die Franzosen den Rhein und die jenseits des Rheins liegenden deutschen Lande behalten. Der allgemeine Vorteil der Herrscher und Völker stimmt mit dem Recht überein, daß Frankreich nicht nur den Raub der letzten Jahre, sondern auch das Elsaß wieder herausgeben und auf seine alten Grenzen, welche zugleich Gren-

zen seiner Sprache sind, wieder zurückgebracht werden muß.

So spricht die Politik, einfach und kurz, denn die Wahrheit braucht keiner umschweifigen Wortgeflechte:

Seit Jahrhunderten haben die Franzosen geschrien: Der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Rundung und Grundfeste der Macht, mit dem Rhein aber ist seine Grenze auf immer bestimmt und geschlossen, und weiter will und darf es nicht streben. Viele haben sich durch dieses Geschwätz sogar betören lassen und es ihnen nachgebetet, der Meinung, die Forderung sei nicht so ganz unbillig. Sie merkten aber nicht oder waren überhaupt zu dumm, es zu merken, daß die Franzosen den Rhein und die Naturgrenze des Rheins nur als einen Vorwand hinschoben, daß sie aber recht gut wußten, wie der Rhein ihnen über Deutschland die Herrschaft sicherte; denn diese Herrschaft wollten sie eigentlich, nannten sie aber nicht. Kaum hatten sie festen Fuß am Rhein gewonnen, kaum hatten sie Landau, Breisach, Philippsburg und andere feste Plätze an dem Strom, so begann ihr verderblicher Einfluß auf Deutschland, so hörten die Zettelungen nie auf, welche die letzten Bande der deutschen Eintracht auflösten, so standen ihnen auch schon deutsche Fürsten gegen das eigene Vaterland und seine Freiheit bei. Ich erinnere nur an den Krieg,

4*

der durch Ludwigs XIV. Übermut im Jahre 1672 gegen die Vereinigten Niederlande begann, und an den Spanischen Erbfolgekrieg. Die letzten Jahre mit ihren jammervollen Erinnerungen liegen so jung vor uns, daß ich auf sie nur hinzuwinken brauche.

Ich sage geradezu: Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein alles Gleichgewicht aufhebendes Übergewicht über Deutschland, sondern auch über das übrige Europa. Und ich beweise meine Behauptung.

Der Rheinstrom von Basel bis Rotterdam in seinem nordwestlichen Lauf beugt sich wie ein Knie aus. Hätte es ihm beliebt, seine erste Richtung von Konstanz bis Basel gerade gegen Westen beizubehalten, so wäre er ungefähr bei Boulogne oder Calais ins Meer gefallen, und dann hätte er allenfalls ein französischer Grenzstrom werden können. Jetzt aber, da er mit seinen verschiedenen Wendungen an hundert deutsche Meilen nordwestlich braust, flankiert er das ganze südliche und nordwestliche Deutschland, und in fremder Gewalt beherrscht er die jenseitigen Landschaften Deutschlands auf 40 bis 50 Meilen Weite. Er ist ein vorgebeugtes Knie, das Frankreich, wann es ihm gefällt, auf Deutschlands Nacken setzen, und womit es dasselbe erwürgen kann. Wir haben den fürch-

terlichen Druck dieses Knies wohl gefühlt und holen kaum erst Atem. Hat Frankreich den Rhein, so liegt ihm alles westliche Land offen bis zur Elbe, und gegen Osten kann es seine Heere ungestraft vorstoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale: d. h. die gute Hälfte Deutschlands liegt abhängig vor ihm, und die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Teile dann bald nachfolgen. Denn so ist Frankreichs geographische Lage und Stärke bei seinen übrigen Grenzen, daß mit dem Besitz des Rheins die ganze Schweiz und Oberitalien von ihm abhängig werden, daß es also — den Zuwachs von Hilfsmitteln und Menschenzahl gar nicht gerechnet — eine Übermacht gewinnt, die es, sobald es will (und wollen wird es immer), seinen Nachbarn verderblich machen kann.

Damit dies hier Gesagte allen recht sonnenklar werde, setze ich das Äußerste einander gegenüber.

Ich setze Deutschland voraus in seinen alten Grenzen. Diese scheiden es südlich durch die Alpen von Italien, durch die Ardennen von Frankreich; im Osten laufen sie an den Dalmaten, Kroaten, Ungarn und Polen hin; im Norden trennt die Ostsee und Eider die Deutschen von ihren skandinavischen Brüdern; im Westen schließt die Nordsee sie ein. Ebenso nehme ich Frankreich in seinen alten Grenzen zwischen dem Ardenner Wald, dem Jura, den Alpen, dem Mittelmeer, den Pyrenäen

und dem Atlantischen Ozean. Ich nehme an, Deutschland mit allen seinen Landen sei eine einzige Monarchie unter einem gebietenden Herrscher, wie Frankreich ist, und behaupte, daß bei dieser Voraussetzung beide Staaten ungefähr gleich mächtig sind.

Deutschland in jenen Grenzen unter einem Gebieter möchte vielleicht nahe an 30 Millionen Einwohner haben, Frankreich vielleicht 5 bis 6 Millionen weniger; Deutschland hätte demnach ein Fünftel oder Sechstel Übergewicht an Menschenzahl.

Dafür aber hat Frankreich ein doppeltes, ja dreifaches Übergewicht in Hinsicht seiner Lage, so daß jene kleine Überzahl der Volksmenge dadurch reichlich aufgewogen wird. Frankreich hat von der Natur eine Verteidigung erhalten, welche Deutschland fehlt. Durch den Atlantischen Ozean, die Pyrenäen, das Mittelmeer und die Alpen ist es gegen fremde Anfälle mit Bollwerken umgeben. Nur ein Teil seiner Nordgrenze gegen Deutschland, etwa ein Achtel seines Umfangs, ist leichter zugänglich und muß mehr durch künstliche Bollwerke geschützt werden. Hingegen Deutschlands ganze Ostgrenze gegen Ungarn und Polen, ein Teil seiner Nordgrenze gegen Dänemark und der größte Teil seiner Südwestgrenze gegen Frankreich liegt von Natur offen und muß durch Kunst verteidigt

werden: d. h. die Hälfte der Grenzen Deutschlands ist leicht zugänglich.

Wie sehr steht Deutschland hier gegen Frankreich im Nachteil, der das nicht bedeutende Übergewicht der Volksmenge reichlich vergütet! Auch den andern Nachteil kennt jeder, der die Geschichte kennt, daß Europa vom Osten her immer eine Gefahr droht, die vom Westen her nie kommen kann. Von Osten her dehnt sich die weite Feste der Länder mit den Millionen Völkern und mit allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren aus, welche zunächst auf Deutschland stürzen und Deutschland zertrümmern müssen, ehe sie Italien und Frankreich erreichen können. Von Westen her kann nur auf Schiffen Gefahr kommen; auf Flotten aber sind Hunderttausende, geschweige denn Schwärme von Millionen, nie in ein Land gekommen. Also —

Aber, möchte jemand einwenden, eben sprichst du gegen Frankreich so beredt über die Gefahren, welche den andern durch seinen Besitz des Rheinstroms drohen, und über die Herrschaft, welche von diesem Strom über die Schweiz und Oberitalien ausgehen muß; sage mir, wird der Rhein denn mit einem Male ein anderes Ding, wird die Wirkung, die von ihm ausgeht, eine andere, wenn er in der Gewalt der Deutschen ist als in der Gewalt der Franzosen? — Freilich ganz, ganz anders.

Wenn die Deutschen den Rhein be-

sitzen, so schwebt jener Einfluß auf eben benannte Länder zwischen ihnen und den Franzosen im Gleichgewicht; wenn die Franzosen den Rhein besitzen, so haben sie jenen Einfluß allein.

Dies beweist sich leicht. Für den, welcher die Geschichte und Erdkunde versteht, dürfte bloß darauf hingewinkt werden, so klar ist die Wahrheit.

Frankreich, in seinen alten Grenzen gedacht, die wir Naturgrenzen nennen wollen, hat auf die Schweiz und Italien schon einen mächtigen Einfluß durch die lange Gebirgskette, die den Jura hinab am Genfer See hin bis auf den Var bei Nizza zum Mittelmeer streicht. Als eine große und gewaltige Monarchie drückt es auf jene beiden schwächeren Länder. Bekommt es den Rhein noch zu diesen Grenzen, so müssen sie ihm dienen. Gewinnt aber Deutschland den Rhein wieder, so hat es auch seinen Druck, welcher den französischen Druck keineswegs aufhebt, aber doch hemmt, und welcher wieder von dem französischen gehemmt wird.

Dies sind die größten Gründe, daß der Rhein mit seinen Landen wieder deutsch werden muß. Ein sehr großer Grund liegt auch in der Verfassung und in dem Charakter der beiden Völker, von welchen hier gehandelt wird. Die Verfassung des deutschen Volkes ist eidgenossisch und bün-

disch; sie wird auch künftig immer mehr oder weniger bündisch oder republikanisch bleiben; also wird das Volk nie mit der wildesten und willkürlichsten Gewalt gebraucht und gemißbraucht werden können, wenigstens nicht lange Zeit, wenn einem außerordentlichen und ungeheuren Menschen solches auch einige Zeit gelänge, oder wenn eine ungeheure und alles erschütternde Begebenheit das Volk auch vielleicht einmal aus seinen ordentlichen Verhältnissen herausrisse. Der Charakter des deutschen Volkes ist still, mäßig, gerecht, eher zu ruhig als zu wild. Seine Geschichte beweist, daß es immer lieber das Seine behalten als das Fremde erobern will. Dies Lob gab ihm vor 1700 Jahren schon Tacitus, als römische Heere am Rheinstrom von den Germanen erschlagen lagen. Die Deutschen sind nie ein Erobervolk gewesen außer in jener wilden, alles umkehrenden Zeit des fünften und sechsten Jahrhunderts, wo, weil die Welt eine neue und andere Welt werden und eine ganz neue Gestalt gewinnen sollte, alle Weltteile und Völker aufeinanderstürzten und sich über ein Jahrhundert in wilden Revolutionen und blutigen Kämpfen zerarbeiteten, bis Rom in Trümmern lag und die Gründe eines neuen Lebens geworfen waren. Die Verfassung des Franzosen ist monarchisch, war es von jeher, und wird unter tüchtigen und eingreifenden Herrschern immer despotisch, so daß die Franzosen zu eigenem und fremdem Verderben oft ein

halbes Jahrhundert auf das willkürlichste und grausamste gemißbraucht werden können. Der französische Charakter ist leichtsinnig, unstet, unruhig, ungerecht, immer zwischen dem Zuviel und Zuwenig wankend, also keiner stetigen Freiheit fähig: weil sie sich durch den eigenen Willen nicht beherrschen können, müssen sie einem fremden blind gehorchen. Sie haben Anlage zu einem Erobervolke, aber wenig Anlage, das Eroberte zu gebrauchen. Nie werden ihre Nachbarn vor ihnen Ruhe haben. Wir Deutsche können von ihrer Unruhe, Treulosigkeit und Ungerechtigkeit Geschichten erzählen; auch die Italiener und Spanier können es. Sie sind nicht bloß heute so, sie sind nicht bloß durch die Revolution so geworden, nicht bloß durch Napoleon über alles Maß hinausgetrieben; sie sind so gewesen seit den Anfängen ihrer Geschichte, sie werden so sein bis an das Ende derselben. Übermacht ist gefährlich in den Händen jedes Volkes, in ihren Händen ist sie am gefährlichsten.

Viele der kleineren politischen Gründe könnten noch angeführt und hervorgehoben werden, warum der Rhein deutsch sein muß und nicht französisch sein darf. Man könnte auch diese eben dargelegten großen Gründe noch von manchen Seiten beleuchten und sie so darstellen, daß aus jedem wieder drei, vier neue Gründe hervorgingen: eine Art und Kunst, worin die Franzosen bei ihren Darstel-

lungen Meister sind, und womit sie manchen Schwachköpfen Scheine vorgaukeln, welche endlich fast Wahrheiten gleichsehen. Wir aber verschmähen die undeutschen und gauklerischen Künste, deren die Gerechtigkeit und Wahrheit unserer Sache auch gar nicht bedarf; wir werden überhaupt auch nur von solchen verstanden und begriffen werden, welche die Gründe zu wägen und nicht zu zählen gewohnt sind.

Nach diesen Hauptgründen ist es klarer als Sonnenlicht, daß der große und heilige Kampf, worin wir mit den Franzosen stehen, kein anderes erstes und letztes Ziel haben kann als die Wiedergewinnung unseres abgerissenen Landes und die Wiederbefreiung der Menschen unserer Sprache und Art, welche mit Gewalt haben Franzosen werden sollen. Gott, der soviel für uns getan hat, wird uns dazu helfen und den Herrschern und Völkern, bei welchen die Entscheidung der Gegenwart steht, die Notwendigkeit der Erreichung dieses Ziels so ins Herz geben, daß sie nicht ablassen, sie haben es denn erlangt. Soviel Glück von Gott wäre umsonst gewesen, so viele edle und brave Deutsche wären mit dem treuesten und tapfersten Mute umsonst gestorben, wenn man vor dem halb erreichten Ziele stehenbliebe. Nicht diese Franzosen, welche jetzt leben, sind allein die Furchtbaren; sie werden gewiß durch Gott gestraft werden und alle, welche mit ihnen aus den bösesten

Absichten soviel Unglück über die Welt gebracht haben. Aber bleibt den Franzosen der Rhein mit den schönen jenseitigen Landschaften, so werden die künftigen Herrscher gegen uns stehen wie Napoleon, die künftigen Franzosen werden uns plündern, überziehen und plagen wie die gegenwärtigen. Ja ich sage es geradezu, ein mäßigerer, milderer und geschickterer Mann an Frankreichs Spitze und mit denselben Hilfsmitteln und Heeren, die ihm zu Gebote standen, wäre uns tausendmal gefährlicher geworden als er, und ein solcher würde der Freiheit Deutschlands und in ihr der Freiheit Europas auch künftig der gefährlichste werden; denn wer über Frankreichs, Italiens und Deutschlands Kräfte schalten kann, und wer damit nicht ein zu wildes Würfelspiel des Glücks spielt, dem müssen die übrigen Mächte des europäischen Kontinents sich endlich neigen. Man mag das künftige Friedenspapier durch noch so viele und bündige Klauseln, Gelöbnisse und Eide sichern, die papierne Gewalt der Federn ist immer leichter als die metallische der Schwerter; die Fürsten und Länder östlich, ja nördlich vom Rheinstrom auf dreißig, ja auf fünfzig Meilen Weite werden den französischen Druck und die französische politische Zugkraft fühlen müssen, sie werden als Planeten um diese Sonne tanzen müssen, von welcher ihnen keine Wärme, sondern nur Brand kommt: sie werden zittern und dienen müssen; die Schweiz und

Italien werden auch wie französische Landschaften sein und aus Paris ihre Befehle empfangen müssen; ja — und das soll vor allem bedacht werden — weil jetzt das Rechte nicht getan ward, wird künftig das Rechte kaum noch getan werden können; denn zuletzt wird die Gewohnheit allmächtig, fremde Sprache, fremde Sitten und Gesetze schleichen sich immer mehr ein oder dringen sich auf, die Seelen verlieren ihren Trotz, die Herzen ihre Erinnerungen, was den Vätern zuerst ein Abscheu und Greuel war, wird den Kindern durch Übung leidlicher, dann gleichgültig, endlich sogar lieb — die hündischste Geduld wedelt zuletzt eine Tyrannei an, wo der zürnende Stolz sonst noch auf Rache gebrütet hatte.

Wollen also die Herrscher ihrer Herrschaft und die Völker ihrer Freiheit sicher sein, soll Germanien wieder in Ehre und Selbständigkeit und Europa in Kraft und Gleichgewicht blühen, so muß die Aufgabe mit dem Eisen gelöst werden, Deutschland gegen Frankreich in seinen alten Grenzen wiederherzustellen und die Franzosen auch da von dem Rhein zu entfernen, wo sie sich seit Richelieu und Ludwig XIV. mehr durch Trug und Hinterlist als durch Recht und Tapferkeit aufgedrängt haben.

Mein dritter Zeuge, die Ehre, sagt aus und vermahnet also:

Wenn ich, die ich Ehre genannt werde, noch bin, die ich vormals war, wenn ihr Deutsche mir

noch mit freiem offenen Auge ins Angesicht blicken wollt, so müsset ihr das Schwert nicht in die Scheide stecken, ihr habet denn eure alten Grenzen und eure abgerissenen Brüder wiedergewonnen. Jetzt, da ihr bekennet, ja da ihr fühlet, ihr seid in dem gerechtesten Kriege, den ihr je geführt, gegen die grausamste Treulosigkeit und Unterdrückung aufgestanden, jetzt, da ihr euch den hohen Stolz genommen habt, zwischen Sieg und Wiederherstellung und Niederlage und Untergang keine Wahl zu lassen, jetzt, da ihr Gott zum Zeugen und Bundesgenossen genommen habt, jetzt wolltet ihr noch zweifelnd vor dem Halben stehenbleiben? Jetzt wolltet ihr noch fragen und fragen lassen, ob es mit dem Rhein als Grenze der Arbeit und des Blutes nicht genug sei? Nein, nimmermehr! Euren ganzen Stolz müsset ihr euch nehmen, euren ganzen Stolz müsset ihr aussprechen, daß ihr das Eigene ohne alle Bedingungen wiederverlanget. Auch die große Gerechtigkeit ziemt einem braven und treuen Volke, daß, wenn das Glück der Waffen euch auch bis an die Ufer der Loire und Rhone brächte, ihr von den Franzosen und von dem, was nur in französischer Zunge spricht, auch kein Dorf begehret, es sei denn, daß Dörfer und Ortschaften von euren Grenzen eingeklammert liegen, wo ihr sie zu euch nehmet und ihnen in gleichem Fall von dem Eurigen Gleiches erlaubet. Wie? wenn ihr jetzt nicht den Stolz und Mut bekennet, das Ganze

zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr sie künftig haben werdet? Wann meinet ihr, daß die Zeit kommen soll, wo allen Deutschen noch ein größeres gemeinsames Ziel aufgesteckt ist? Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb und überlaß Gott die Entscheidung.

So spreche ich zu euch, deutsche Brüder und Landsleute, nicht ohne Absicht, auch nicht ohne Anspielung. Eure Väter weiland, die gewaltigen und großherzigen Männer, kannten mich und mich allein und meine Schwester, die Gerechtigkeit, und lebten nach unsern Lehren und Gesetzen; sie wußten viel von Ehre und Treue, so viel, daß sie zürnten, wenn man sie nur daran mahnte, weil die Mahnung ihnen fast einem Schimpf gleich deuchte. Ihr, ja wir alle insgesamt haben die Mahnung wohl verdient; die Ehre und Treue, die Liebe aller zu allen, die deutsche Gemeinschaft und Brüderlichkeit der Herzen war fast ausgestorben; jeder wollte bestehen für sich, jeder wollte herrschen für sich, und so geschah uns, was ein alter Römer von den griechischen Völkerschaften sagte: Da alle nach der Herrschaft Griechenlands strebten, haben alle die Herrschaft

über ihr Vaterland verloren. Jetzt hat Gott, der unsern Namen nicht vergehen lassen will, uns durch Schrecken und Freuden auf eine wundersame Weise geweckt; jetzt können wir in dem Gefühl gemeinsamer Rächung unerträglichen Übermuts und unbeschreiblicher Greuel der Fremden wiederbeleben, was fast erstorben war; jetzt können wir einen Bund der Kraft, Gerechtigkeit und Eintracht knüpfen, wir alle, so viele unser in deutscher Zunge sprechen, welchen die gallische Hinterlist künftig vergebens zu zertrennen streben mag. O Deutsche, nehmet euch den großen römischen Grundsatz, daß ihr nie einen unglücklichen und schimpflichen Frieden machen wollet, daß ihr nie eures Landes und eurer Menschen den Feinden hingeben wollet, daß ihr aus jedem Kriege größer und gefürchteter hervorgehen wollet. Aber darin seid den Römern ungleich, daß ihr diese Größe nicht als eine äußerliche Größe meinet: sie wollten nie einen Frieden schließen, ohne Land zu gewinnen. Ihr, setzt ihr eure Größe in Gerechtigkeit und Mäßigkeit. Denn auch die Römer, so groß sie waren, sind untergegangen und zuletzt der Spott der Welt geworden, weil sie diese nicht ehren wollten. Sprechet den großen Grundsatz aus und lehret ihn euren Kindern und Kindeskindern als das heiligste Gebot eurer Größe und Sicherheit: daß ihr nie fremde Völker erobern wollet, daß ihr aber auch nimmer leiden

wollet, daß man euch nur ein Dorf von euren Grenzen abreiße. Wer zuviel Fremdes begehrt, der stirbt an Übermut; wer sich das Eigene ungestraft rauben läßt, der stirbt an Entehrung. Beide Tode sind sicher und schmerzlich, doch scheint die erste Art des Verderbens ehrenvoller zu sein.

Ich habe in Anspielungen gesprochen. Deutsches Volk, zahlreichstes und streitbarstes und, wenn du einträchtig sein willst, auch gewaltigstes und mächtigstes Volk in Westeuropa, schlage die Rollen der drei letzten Jahrhunderte auf, frage nach der Entwicklung der Begebenheiten, frage nach dem Gange der großen Revolutionen, forsche nach den Kriegen und Friedensschlüssen — und erröte und, wenn du kannst, zürne, daß in so langer Zeit fast kein Friede geschlossen ist, wobei du nicht von deiner Ehre und Herrlichkeit verloren hättest. Wer immer den Demütigen und Unterwürfigen macht, wer immer nachgibt und abtritt, der wird zuletzt unterdrückt und verachtet, und zwar mit Recht; dem, wie stark er auch sei, achtet sich endlich der Schwächste gleich und spricht ihm Hohn und darf ihm wohl hohnsprechen. Dahin — o unsers Unglücks! — dahin wollte es kommen, daß die Deutschen, dieses große und kriegerische Volk, fast von der Welt getrennt wurden, daß man ihnen alle nächste und leichteste Gemeinschaft mit den Völkern sperrte. Haben wir es nicht zwei

Jahrhunderte gelitten, daß die Holländer, einst eine Landschaft von uns, und die mit Deutschland immer hätten verbunden bleiben sollen, unsern Rhein bezolleten und, wie ihnen gefiel, belasteten? Haben die Dänen, ein kleines, schwaches Volk, die ohne die Landschaften, die sie von unserm Reiche zu Lehen tragen, fast wenig sein würden, sie, die wir in den Jahren 1658 und 1660 vom Untergange retteten, sich nicht mehr als einmal angemaßt, unsre Elbe zu beherrschen, unsre Reichsstädte willkürlich zu besetzen und zu berauben? Dahin hätten wir kommen können durch unsre Gleichgültigkeit gegen das gemeinsame Vaterland, durch unsre immer aufschreiende, aber nie handelnde und strafende Geduld, daß keine unsrer Küsten uns gehört hätte, daß wir aus unsern Strömen kein Schiff hätten ins Meer lassen dürfen, ohne die Erlaubnis erst von den Fremden zu erkaufen. Und von welchen Fremden? Von solchen, die einst unsre Untertanen und Vasallen waren und es wieder werden müssen, wenn sie gegen die mächtigeren nicht wenigstens gerecht sein wollen. Das haben wir verdient, weil wir es gelitten haben; wir verdienen es, weil wir es leiden. Wer sich zum Kloß macht, der wird von jedem Beil behauen, wer sich aber als Amboß hinwirft, von dem scheut man die Scharten. Bevormundet von den Völkern, als Unmündige behandelt worden sind wir lange und werden es bis auf diesen Tag; so daß es bis jetzt

schwer war, zu sagen, ob unsre Dummheit größer war als unsre Unwissenheit: denn soweit waren wir ausgeartet, daß wir die wenigen einfachen Punkte nicht mehr kannten, worauf bei den Ländern und Völkern die Herrschaft beruht, daß wir sie bei unserm eigenen Vaterlande nicht mehr kannten. Deswegen gaben wir das Große leicht hin und zankten uns um das Kleine, als wäre es groß gewesen; bis der große Schiedsrichter und Schlichter aller Streite dazwischentrat und mit dem plumpen Degen alles ausglich. Wenn dieser uns nicht weiser gemacht hat, wenn wir das Vaterland und seine Ehre und Herrlichkeit hinfort nicht über alles stellen wollen, so werden Siege nur den Augenblick befreien, und das alte Unglück wird bald wieder an unsere Tore klopfen.

Ich schweige. Wer Ehre und Stolz fühlt, bedarf keiner weiteren Worte; Tore werden durch Worte nicht weiser, und schlaffe Seelen werden durch Vermahnungen nicht stärker. Aber ihr Wackeren und Redlichen, kämpfet, arbeitet und denket, damit des Vaterlandes lange Übel und Schäden einmal gebessert werden.

Die deutsche Treue kommt und hat ihre Schwester, die Liebe, an der Hand. Sie ist grau geworden vor Gram und stumm vor Schweigen; denn sie hat lange Jahre in einsamer Trauer verlebt, weil das Volk sie ausgestoßen hatte und sie, wenn sie ja einmal in seinen Versammlungen er-

5*

scheinen wollte, nicht anders ansah und behandelte als eine Landläuferin. Ihre Augen sind trübe vom Weinen, ihre Gestalt ist abgezehrt, ihr Schritt ist schwach und wankend; sie ist nicht mehr die alte, fröhliche und stolze Kriegerin, die in die Posaune blies und rief: Hie Deutschland! und Sieg! Sie ist nicht mehr die weidliche und mutige Gesellin, die bei den Festen des Friedens den Reigen führte und sich rühmte, die Sonne sehe kein glücklicheres, freieres und redlicheres Volk als ihre Deutschen. Es ging ihr, wie es einem Greise geht, der das Ziel des gewöhnlichen Menschenlebens überlebt hat; sie war wie eine Greisin geworden, deren Jugendgeschlecht hingestorben ist, und die von den Jetztlebenden nicht erkannt wird. Sie war eine Einsame, und kaum war noch auf der Erde ihr Bleiben. In den Sälen der Großen und Reichen fand sie fremden Tand und Prunk und hörte welsche Torheit und Leichtfertigkeit in welschen Tönen nachlallen, die ihr von jeher abscheulich gedünkt hatten; sie war dort so fremd geworden, daß sie auch niemand erkannte, sondern daß man sie als eine plumpe und unverschämte Streunerin die Stiegen hinabstieß. Aus den Schulen und von den Kathedern ward sie von Geschwätz und Unsinn und Aufgeblasenheit und Dummheit verjagt und rief bei der Flucht: O meine Germanen, die keine Schrift lesen konnten als die des gestirnten Himmels,

und was Gott mit brennenden Buchstaben alleserlich in die Herzen geschrieben, die keine Eide kannten als den Handschlag, sähet ihr diese! In den Gerichtsstuben gaukelte Aberwitz und Übergelehrsamkeit, und das Recht ward dunkel, weil man es mit zu vielen Lichtern umstellte. Allenthalben, auf den Jahrmärkten und in den Häusern, wurden Lug und Trug, Wollust und Geiz, Faulheit und Weichlichkeit, ihre ältesten Feinde, neben sie, ja über sie gesetzt. So mußte sie von den Menschen mit ihrem Jammer wieder in ihre Einsamkeit fliehen und wäre lange vor Gram gestorben und zu ihrem Himmel zurückgegangen, wäre ihr nicht zuweilen im stillen Walde eine fröhliche Unschuld begegnet und hätte sie ins Leben zurückgelächelt, hätte ihr nicht aus der Morgen- und Abenddämmerung, aus den Hütten der Armen manches fromme Lied entgegengeklungen, wozwischen der Haushahn die Glocke der Zeit krähte. Sie wohnte noch mit den Unschuldigen und Armen, und darum konnte sie die Erde nicht verlassen. Aber vor langem Gram und tiefem Herzeleid kann sie nicht sprechen: sie winkt nur, und ich deute ihre Winke.

Sie würde sagen und klagen, ja sie würde schelten zwischen Tränen und Zorn: Wie, ihr deutschen Fürsten und Völker? Das könnet ihr? Das wollet ihr? Eure Brüder wollt ihr so leichtsinnig und herzlos verlassen als den Raub eines fremden Volkes

und fremder Sprache, Sitten und Gesetze, die ihnen sonst die verhaßtesten waren? Ihr wollt diese kräftigen, tapfern, freiheitliebenden Männer zu Franzosen werden lassen? Ihre Kinder und Enkel — denn auch das Heiligste vergißt und verlöscht sich endlich — sollen von euch, vom deutschen Namen, von deutscher Freiheit und Ehre nicht mehr wissen? Ihre starken Arme sollen für diejenigen kämpfen, die ihren Vorfahren ein Haß waren? Ihre starken Arme, endlich französische Arme, ihre starken Herzen, endlich französische Herzen, sollen für die Franzosen gegen euch streiten und euch unterdrücken und unterjochen helfen? — Denn wenn den Franzosen die Macht bleibt, werden sie die Versuche eurer Unterjochung nie aufgeben, und sie wird ihnen durch die Tat zuletzt gelingen — die unter römischer Tyrannei germanisch blieben, weil ihre Herzen das Fremde verabscheuten, die sollen endlich beinahe 2000 Jahre nach Julius Cäsar doch eine Art Römlinge, sie sollen Franzosen werden? Die Enkel der Trevirer, Nervier, Aduatiker, Eburonen, Sigambern und Franken sollen Knechte der Fremden werden, sollen die Freiheit als einen fernen Klang der Vorzeit nur mit den Ohren kennen, nicht mehr mit den Herzen? — Denn wo Franzosen gebieten, mag keine Freiheit wohnen. — Das wollet ihr dulden, daß diesen widerfahre? Diesem Lande? Diesem Volke? Und welchen Männern? Und wie nahe verwandten Männern?

Oder kennt ihr diese nicht? Wisset ihr nicht, wie sehr sie eure Brüder sind? O fragt euch, die um Rostock und Stettin, die um Danzig und Königsberg, die um Hamburg und Hannover wohnen, fragt euch, Pommern, Preußen, Märker, Holsteiner, Braunschweiger, ja ihr fernen Siebenbürger, fragt euch, ob eure Vorfahren nicht weiland von hier und von Westfalen auszogen und die verödeten Sitze der Wenden bevölkerten und Städte und Dörfer bauten und die Freiheit bauten? Fragt euch, ob, was ihr von deutschen Tugenden habt, und daß ihr die Freiheit liebt und für sie sterben könnet, ob das euch nicht alles von hier kam? Und dieses Land und dieses Volk, diese eure Blutsfreunde wollet ihr so leichtsinnig ins Verderben fallen lassen? — Und die Enkel der Bataver und Friesen, dieses edle und große Volk, das unter dem Panier der Freiheit und der Nassaue ein Jahrhundert für die Selbständigkeit Europas gestritten hat, das Helden und Gesetzgeber und Erfinder und Künstler gehabt hat, deren Völker mangelten, die zwanzigmal mehr Umfang haben als sie, auch die Holländer wollet ihr in der Knechtschaft lassen, auch diese sollen endlich französischen Tand lieben und den stolzen Ernst ihrer Väter vergessen lernen? Das soll der Dank sein, daß sie euren Rhein und eure Schelde, ja eure Donau so oft mit ihrem Blute für euch gefärbt haben, daß die Wellen der Atlantischen See, ja die Wellen des Sizilischen Meeres

für euch von ihnen gerötet sind? — Und wenn diese euch fremd dünken, so blicket auf die Nächsten — aber ich sage euch, auch die Nächsten mögen nicht frei sein, wenn diese nicht befreit werden — blicket auf die, welche zwischen dem Rhein und der Mosel und der Saar wohnen, welche die Ufer der Roer und Maas beweiden, und errötet, wenn ihr nicht hoffet, daß sie wieder Deutschlands Kinder werden sollen, ja wenn ihr nicht vor Gott und der Welt gelobet, daß ihr sie wiedergewinnen wollt. Werfet eure Augen auf diese Ströme und Länder, o wendet auch eure Herzen dahin! Was seht ihr? Was fühlt ihr? Ihr seht das Land, das euch an die herrlichsten Arbeiten und Kämpfe eurer Väter mahnet, ihr seht die Ursprünge und Anfänge eures Volkes, die ältesten und heiligsten Erinnerungen des Reichs der Deutschen, die Wiege eurer Bildung, die Städte, wo eure Kaiser gewählt, gekrönt und gesalbt wurden, die Grüfte, wo eure Kaiser, eure Erzkanzler, eure Erzbischöfe schlafen, die Denkmäler eures Ruhms und eurer Größe, wohin ihr blicket, wohin ihr tretet — und ihr könntet den Gedanken ertragen, daß dieses Älteste, dieses Ehrwürdigste, dieses Deutscheste französisch werden sollte? Wahrlich mit dem Gedanken ertragt ihr auch die französische Sklaverei. Aachen, Straßburg, Mainz, Köln, Trier, Lüttich, Speier, Worms, den deutschen Königsstuhl bei Rense, die Schlachtfelder, wo ihr so oft gegen die Franzosen

für die Freiheit siegreich waret, das tapfere, lebendige und geistreiche deutsche Geschlecht, das diese gesegneten Lande bewohnt, dieses echteste, älteste Kleinod eures Namens — alles dieses könntet ihr den Fremden lassen? Jene Denkmäler, welche eure ehrwürdigen und frommen Väter in Köln und Antwerpen, in Straßburg und Amsterdam dem Ewigen erbaut haben, das Gedächtnis eurer grauen Heldenzeit und so viele andere Heiligtümer eurer Art und Kunst wolltet ihr denen lassen, deren Blicke nie nach oben gehen, und welchen diese Herrlichkeiten nichts Ewiges verkündigen? — O nein! nein! Das wollt ihr nicht, das könnt ihr nicht wollen. Wahrlich, die Gebeine eurer Väter würden sich in ihren Gräbern umkehren und wehe! wehe! rufen über euch und über das Vaterland, das ihr verlaßt; die Gebeine aller der Erschlagenen würden sich umkehren, die in früheren Schlachten an diesen Gestaden, auf diesen Gefilden gefallen sind, damit der Rhein und seine schönen Lande deutsch blieben und deutsch sprächen; alle die Millionen Deutsche, die lange zu ihren Vätern gegangen sind, würden Gespenster werden für euch; alle, die durch französisches Eisen hier fielen oder durch französische Greuel und Mißhandlungen umkamen, als Ludwig XIV. und Louvois ihre Mordbrenner ausschickten und die rheinischen Lande verwüsteten, Städte und Dörfer in Schutthaufen verwandelten, in Speier die Gräber eurer herrlichsten Kaiser auf-

wühlten und in Heidelberg die Aschen der alten Pfalzgrafen in die Winde streuten, als die französischen Wilden der Jahre 1790 und 1800 hier stürmten und unter den süßen und schmeichlerischen Klängen von Freiheit, Gleichheit und Glückseligkeit der Welt Trug und Verrat, Raub und Mord in die deutschen Lande brachten — alle diese, alle die Geister der besten Deutschen würden Gespenster werden und euch ängstigen und verfluchen und alles Glück plötzlich wieder von euch nehmen, was Gott euch so wunderbar gegeben hat.

So würde die deutsche Treue sprechen, so ungefähr würde sie sprechen, aber in weit kräftigeren, herzigeren und einfältigeren Weisen und Worten; sie würde euch die deutsche Liebe und Ehre und gegenwärtiges und künftiges Glück oder Unglück so ans Herz legen, daß ihr eure Brüder, die Kinder eures Vaterlandes, nimmermehr in der Gewalt der Franzosen lassen, sondern auf Tod und Leben um sie streiten müßtet, bis ihr sie euch und der Freiheit wiedergewännet. Sie würde euch viel mehr und viel besser lehren und vermahnen und euch Gott und die Pflicht und die Ehre eures Namens und das Beispiel eurer Geschichte so hinstellen, daß ihr das Rechte und Notwendige tun müßtet. Weil ich das aber mit ihrer Einfalt und Innigkeit nicht zu sagen und darzustellen vermag, so will ich in ihrem Namen noch ein Wort zu eurem Verstande sprechen und versuchen, ob der Kopf be-

greifen will, was nicht jeder zum Herzen reden darf.

Die Politik hat oben sattsam bewiesen, daß, wenn die Franzosen den Rheinstrom und die jenseitigen Lande behalten, Deutschland der Gefahr, ja der Gewißheit der Unterjochung nicht entgehen kann. Bleibt der Rhein französisch, so liegt Deutschland Frankreich immer offen, so ist Deutschland von Frankreich abhängig, so wird der größte Teil Deutschlands den Franzosen bald wieder unterworfen sein; das, worüber wir jetzt geklagt und geflucht haben, wird sich unter andern Gestalten bald wiederholen; was uns in diesen fünfzehn Jahren*) noch ein Abscheu und Greuel dünkte, würde unsern Kindern und Enkeln durch Übung und Gewohnheit leidlicher werden; die Pest, die jetzt noch vertilgt werden könnte, würde unvertilglich ins Blut gedrungen sein: wir würden wirklich unterjocht sein, wann Herz und Meinung erst unterjocht wären. Ich habe bisher am meisten von den Gefahren gesprochen, die in der äußeren Lage, der Macht und der Übergewalt der Franzosen gegen uns drohen. Diese Gefahren sind nicht die fürchterlichsten: sie können durch Glück, durch Tapferkeit, durch ein einzelnes großes Heldengemüt, das in der Zeit der Not erweckt wird, abgewendet werden. Ich will jetzt von den stillen Gefahren sprechen,

*) 1797 und 1798 kam mit Mainz und Ehrenbreitstein der Rhein ganz in Frankreichs Gewalt.

die da leise kommen wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen hinfließen und ihre Festen aushöhlen, bis endlich die stolzen Gipfel in die nasse Tiefe nachstürzen: von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erschlaffen und alle Keime ausrotten, woraus germanische Helden, Retter der Zukunft geboren werden können.

Diese leisen Gefahren sind keine anderen als die allmähliche Auslöschung und Ausrottung deutscher Art und Eigentümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten von Jahr zu Jahr immer mehr erschlafft, verweichlicht, entartet; die Geschichte unserer großen und ehrwürdigen Altvordern war keine lebendige und begeisternde Erinnerung mehr für uns; deutsches Land, deutsches Volk, deutsche Freiheit, deutsche Ehre waren kaum noch Klänge; die sonst so heiligen Wahne von Kaiser und Reich und von ihrer Macht, Herrlichkeit und Majestät waren zerflogen — alles war vergangen, vergessen, ja fast tot. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen vergleichlich, wir waren schlechter geworden als unsere Väter; aber wir waren noch deutsche Menschen, wir hatten noch vieles übrig, woraus wieder stattliche und feste deutsche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes deutsches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt

wehte und die starre und faule Masse anblies. Bleiben aber die Franzosen Herren am Rhein, bleiben Straßburg, Mainz, Köln, Aachen französische Städte mit französischen Besatzungen, Akademien, Theatern, so brauche ich kein Prophet zu sein, um zu weissagen, welche Menschen die Deutschen an dem diesseitigen Ufer nach hundert, ja nach fünfzig Jahren schon sein werden, auch wenn das Undenkbare geschähe, daß die Franzosen bei ihrer Übermacht sie in so langer Zeit nicht mit ungerechten Waffen anfielen und zu bezwingen suchten. Ich erkläre mich kurz über diese leisen Gefahren, die mitten im Frieden, ja eben in den friedlichsten und freundlichsten Verhältnissen am verderblichsten wirken werden.

Wenn die Franzosen am Rhein herrschen, so herrschen sie in dem Kern unsers Volkes, sie greifen uns in unserm innigsten und eigensten Leben an, sie zerstören uns in den Keimen unsers Wesens. Deutschland könnte durch eine Gunst der Umstände, die sich freilich nicht erwarten, aber doch denken läßt, in seinem Osten vielleicht noch eine Zeitlang mächtig sein, selbst wenn die Franzosen das von uns geraubte Gebiet behielten; als ein deutsches Volk wird es gewiß nicht lange mächtig sein, es wird überhaupt nicht lange ein deutsches Volk bleiben, wenn den Franzosen am Rhein die Herrschaft bleibt. Der Rhein und seine umliegenden

Lande und die nächstliegenden Lande von Schwaben, Franken, Hessen, Westfalen und Braunschweig sind der Kern und das Herz des deutschen Volkes, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja in die äußersten Glieder seines Leibes ausgegossen worden; dort, wenn sie nicht überhaupt ein Traum ist, lebt die rechte Deutschheit; von da fließt sie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unsichtbaren und kaum vernehmlichen Geistern bis zur Leitha und Eider, ja bis zur Memel und Theiß zu den verwandten Brüdern aus. Auch anderswo ist Deutschland, es ist in Flensburg und Königsberg, in Breslau und Stralsund; aber es ist dort nicht so deutsch als hier im Süden. Dies läßt sich historisch herleiten, dies läßt sich aus unsern Sitten und Weisen und aus unserer Kunst und Literatur deuten, wie weit das innigste Leben eines Volkes und seine eigentümlichste Art gezeigt und gedeutet werden kann. Hier an beiden Ufern des Rheins, in den eben bezeichneten Landen, hat sich das Germanische mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte in allen Umkehrungen und Wechseln der Völker immer zusammengedrängt erhalten, ja es ist gerade durch die Stürme und Wechsel derselben fester zusammengedrängt worden: ich möchte sagen, es ist dichter und gediegener geworden durch sie. Nach der großen Völkerflut.

die in dem fünften und sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gegen Westen und Süden brauste und gewöhnlich die Völkerwanderung genannt wird, war der Osten und Norden Germaniens von seinen südlich ziehenden Bewohnern fast ausgeleert, und fremde slawische Stämme rückten bis an den Inn, das Fichtelgebirge, die Elbe und die Saale in die sehr entvölkerten und unverteidigten Lande ein und saßen mehrere Jahrhunderte daselbst. Endlich nach langen und schweren Kriegen wurden sie von den Deutschen teils weiter gegen Osten gedrängt, teils bezwungen oder vertilgt. In diese nun wieder leeren Lande der Wenden und Slawen, einst die Sitze der Angeln, Semnonen, Variner, Longobarden, Rugier, Heruler, Goten, Quaden und Markomannen, rückten vom Süden deutsche Kolonien ein, oder über sie setzten sich doch deutsche Herren, bauten Schlösser, Festen und Städte und suchten das Volk nach und nach zu germanisieren. In den meisten dieser Länder hat das Deutsche durch die Zeit und die Herrschaft, auch durch die Überlegenheit an Bildung obgesiegt und das meiste Slawische in sich verschlungen; doch sind immer noch viele Spuren des Nichtgermanischen dort übrig, die man an manchen Zeichen und Erscheinungen nachweisen kann. Diese Behauptung wird um so unverdächtiger erscheinen, da der Behaupter in einem Lande geboren ist, das vielleicht vom fünften und sechsten Jahrhundert bis zum Ausgange des zwölften fast

ganz slawisch war.*) Im Süden von Deutschland hingegen, in den angegebenen Grenzen, ist das Germanische reiner und ungemischter geblieben, und dahin muß man wallfahrten, wenn man das echte Deutsche sehen will, da muß man die reinen und germanischen Geister suchen: jene fröhliche Gutmütigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feinherzige und freimütige Geradheit und Derbheit, jenes unbeschreibliche Eigentümliche in Leben, Sprache und Sitten, endlich selbst jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüste, jenen Wurf des Haars, jenen Blick der Augen, kurz jene ganze Art und Weise, jenes Anschauliche, aber nicht Beschreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet. In Schlesien, Preußen, Kurland, Mecklenburg findest du viele Menschen, welche Deutsch sprechen, bei welchen du aber denken könntest, daß sie einem andern Volke angehören, hier in dem alten Urlande Germaniens kommen dir die deutschsprechenden Menschen auch durchaus als Deutsche vor. Nur wer dies hier Gesagte einigermaßen mit

*) E. M. Arndt wurde am 26. Dezember 1769 auf der damals noch schwedischen Insel Rügen geboren. Die Insel war ursprünglich von Germanen bewohnt, die während der Völkerwanderung von sorbisch-pommerischen Slawen verdrängt wurden. Unter der fast 800 jährigen dänischen und schwedischen Herrschaft kam wieder germanisches Blut nach Rügen.

dem Herzen anerkannt und gefühlt hat, versteht mich. Schwaben und Westfalen und die rheinischen Lande muß derjenige besuchen, der die Schlüssel zu der Geschichte des deutschen Volkes und die Auflösung seiner Bildung und Entwickelung finden will; da ist auch bis diesen Tag, bis auf die letzten unseligen Jahre, die alles Alte vertilgen wollten, in Sitten, Gebräuchen, Leben und Verfassungen das meiste übrig gewesen, wodurch sich in die längst verflossenen Jahrhunderte zurücksteigen, und an dessen Ariadnefaden sich durch das dunkle und verworrene Labyrinth der deutschen Geschichte bis zum Lichte hintappen ließ. Von da sind unzeigbar und unscheinbar die zarten und geheimen Geister des deutschen Wesens in alle Lande ausgeflossen; aus diesem verborgenen Feuermeere sind die Funken gesprüht, die bis zur Ostsee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was deutsch genannt werden durfte.

Ich will hier den lächerlichen und durch die Absichten, womit er von einigen geführt worden ist, zum Teil schändlichen Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der Norddeutschen oder Süddeutschen nicht wieder erneuen. Was Aristoteles und Platon schon gesagt haben, daß der Süden mehr Feuer und Geist, der Norden mehr Festigkeit und Leib habe, mag wahr sein oder nicht wahr — lebendiger, feuriger und beweglicher muß der Süden immer erscheinen als der Norden. Ich will hier auch nicht

aufrechnen, welche herrlichen Genien in Kunst und Wissenschaft unser Süden dem deutschen Stamm gegeben hat — ich würde etwas Überflüssiges tun — ich bekenne nur im allgemeinen, daß der Geist nicht so sehr an bestimmte Erde als an bestimmte Völker gebunden ist. Die germanischen Geister erstarren in den kältesten Regionen nicht. Denen, welche von der Wut des süddeutschen Patriotismus befallen sind, sage ich nur, daß Snorro Sturleson ein Isländer war; daß der große Bildhauer Thorwaldsen ein Isländer ist; daß Tycho Brahe, Linné, Sergel, Bellmann, Gustav Adolf, Torstensohn, Karl XII. in Schweden, daß Baco, Shakespeare, Newton in England geboren waren; daß Preußen sich seines Kopernikus, Kants und Herders rühmt; daß Leibniz ein Leipziger, Herschel ein Hannoveraner, Friedrich II. und Zieten Märker, daß Schwerin, Winterfeldt, Scheele Pommern waren. Aber das ist wahr, daß eine gewisse Lebendigkeit, ein gewisses erfrischendes Leben, ein gewisser geistiger Atem, den ich reingermanische Luft nennen möchte, dem deutschen Norden aus seinem Südwesten kommen muß und immer gekommen ist. Wie der Norden dies leise und unsichtbar empfangen hat, so ist von dem Norden ein anderer geistiger Lebenshauch wieder zu dem Süden hinaufgeflossen, und so hat das Ganze, was man sonst deutsches Reich und deutsches Volk nannte, sich wechselseitig angezogen, gereizt, durch-

strömt und durchdrungen, ohne daß man diese große Wechselwirkung gerade in dem einzelnen immer zeigen könnte: denn alles, was unmittelbares Leben und Wirken ist, kann den Augen freilich nicht gezeigt werden. Ich setze den Norddeutschen nicht herab in Vergleichung mit dem Süddeutschen, jeder hat seine Eigentümlichkeit, jeder hat seine Tugenden und Mängel, und nur durch den freien Austausch des Deutschen vom Niemen bis zur Schelde und von der Eider bis zum Adriatischen Meere konnte das Ganze so bestehen, daß den übrigen Völkern erschiene, was sie als eigentümliche deutsche Art und Schöpfung achten mußten. Was der Preuße und Pommer Herziges, Treues, Tapferes und Gastliches hat, was des Schlesiers Beweglichkeit und Fleiß, des Märkers Ernst und Treue, des Holsteiners Beharrlichkeit und Redlichkeit ist, schafft und bildet — das ging in unsichtbaren Strömungen des Geistes auch bis zum Neckar und zur Mosel, das half dort auch das deutsche Vaterland erbauen und erhalten, also daß bei diesem Gedanken jeder Deutsche glauben muß, daß, was jeder einzelne Treffliches und Tüchtiges hatte, zu allen Deutschen überging und allen gehörte.

Doch komme ich wieder auf meine vorige Behauptung zurück, welche durch die ganze, lange Geschichte des Vaterlandes bestätigt wird, daß die rheinischen Lande und Schwaben und Westfalen

6*

der Kern und das Mark des deutschen Volkes sind, daß von daher alles beste und echleste Deutsche ausgegangen ist, und daß dahin ewig zurückfließen und von da wieder ausströmen muß, was in Sitte, Verfassung, Wissenschaft und Kunst den rechten deutschen Stempel tragen soll. Auch am Niemen, an der Oder und der Drau ist Deutschland, aber hier ist das ursprüngliche Deutschland, weiland der Mittelpunkt und die Stärke des Reichs, immer noch der Mittelpunkt deutschen Lebens und deutscher Sitte; hier ist von deutscher Art, Sprache und Geschichte ein unerschöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernsten deutschen Brüder zu holen kommen, und welcher doch nie ausgeleert werden kann. Wenn nun das Unglück bleibt, daß die Franzosen den Rheinstrom behalten, so wird das Deutsche in seinen Keimen vergiftet und erstickt: Deutschland kann seinen Namen noch Jahrhunderte behalten, aber Deutschland ist dann bald nicht mehr. Im Besitz des Rheins und der jenseitigen Rheinlande haben die Franzosen das Übergewicht der Macht und der Waffen, welches auch die diesseitigen Lande mit unwiderstehlicher Ziehkraft unter sich zwingt. Ein politisches Übergewicht und eine politische Ziehkraft sind nie einzeln, sie wirken auf Leben, Sitte, Verfassung, Kunst, sie wirken notwendig auf alles. Wir wissen, mit welcher planmäßigen Grausamkeit und Gewalt Napoleon und die Franzosen zehn Jahre gearbeitet haben, deut-

sche Sitte und Sprache, ja jede Liebe und Erinnerung des Alten jenseits des Rheins auszurotten. Wenn ihnen der Rhein bleibt, so wird ihnen in wenigen Jahrzehnten davon das meiste gelingen, und französische Sitte und Sprache werden nicht nur zunächst am Rhein, sondern zwanzig und dreißig, ja fünfzig Meilen vom diesseitigen Ufer immer allgemeiner und herrschender werden; das Deutsche wird sich erst verleben, dann auflösen, zuletzt verfliegen; alles Volk bis an den Lech, den Fichtelberg und die Elbe, ohne Haltung und lebendige Erfrischung und Begeisterung aus ihm selbst heraus, wird endlich ein Volk jämmerlicher und äffischer Halbfranzosen werden. Dann wird das Deutsche wirklich gestorben sein, unrettbar und unwiederbringlich für alle Zeiten vergangen, und auch der äußerste Osten und Norden Germaniens, an Wurzeln und Stamm verletzt und angefressen, wird das Verderben fühlen und endlich in charakterloser und seelenloser Nichtigkeit vergehen und in dem Fremden verfließen.

Dies war mein Deutschland, dies wollte ich zeigen, wenigstens andeuten, damit geholfen und erhalten würde, weil noch geholfen und erhalten werden kann. Dies habe ich geliebt, und für dieses habe ich gelebt, dies war mir das Größte und Heiligste, dies war mein deutsches Volk und meine deutsche Freiheit und Ehre; hiefür sprach ich, nicht für Waffenruhm und Herrscherglanz und all

den klingenden Pomp und schimmernden Prunk von Namen, die ohne Freude und Leben ein Nichts sind. Rom war groß, es war das unsterbliche und göttliche Rom, als es seine Furier, Decier und Fabricier hatte, als innerhalb der Alpen und des Mittelmeers seine Grenzen und seine Tugenden noch beschlossen waren; Rom war klein, es war das nichtige, das schändliche Rom, als es die Welt erobert hatte, als an der Themse und am Nil, am Euphrat und am Tajo die Adler seiner Imperatoren glänzten. — Dieses Deutschland wollen wir erhalten, für dieses Deutschland streiten wir und bitten Gott und die Menschen, daß sie es nicht untergehen lassen — für dieses durch Sitten, Gesetze und Tugenden ehrwürdige, durch Künste, Wissenschaften und Erfindungen berühmte, durch stillen Fleiß und frommen Sinn die Welt beseelende und erhaltende Deutschland, nicht für leere Namen, hohle Klänge und eitlen Ruhm sprechen, bitten und streiten wir. Hier ist Deutschland, hier ist es, dies ist es, und dies muß es dem redlichen Deutschen bleiben. Tauft das Land und Volk um, nennt es meinetwegen Sachsen oder Preußen oder Bayern oder Holland, nennt es Huronien und Tschuwaschien, ja nennt es, wie ihr wollt — Namen und Schein ist uns gleich, wenn Tat und Wirklichkeit nur bleibt. Aber lasset ihr dieses unser eigentliches Deutschland vergehen — es vergeht aber, wenn ihr den Welschen erlaubt, was

ich ihnen nicht erlauben will — so mag alles Land bis an den Dnjepr und Hellespont, ja bis an den Ural und die Herkulische Meerenge Deutschland heißen, meinetwegen auch Deutsch sprechen, wir können uns des Eitlen, der schimmernden Vergänglichkeit des Toten nicht mehr freuen, wir legen in die Weite und Dicke keinen Ruhm. Was wir Jahrhunderte, ja Jahrtausende besessen haben, Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Redlichkeit, Tapferkeit, Freiheit, was wir geschaffen haben, Gesetz, Sitte, Wissenschaft und Kunst, das ist unser Vaterland, unser Deutschland, das nennen wir unser Vaterland, unser deutsches Vaterland, und das wollen wir erhalten; dafür ziehen unsre Jünglinge jetzt so freudig in das Feld und streiten, wie ihre Väter, die Cherusker und Marsen und Katten, weiland stritten, und sterben wie sie.

Tief aber verachten wir jene dummen und schlechten Schwätzer, welche ohne Kenntnis der Geschichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der sich in der Geschichte offenbart, uns Deutschen beweisen möchten, wir müssen durchaus Schutt und Aschen werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schöneres Leben erblühe, ihren Samen streuen. Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, ist uns nicht verborgen, ist uns keine Minute ein Geheimnis: wir sollen unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir Menschen sind, das, wodurch wir den ehrwür-

digen Namen eines Volkes verdienen, bis in den Tod verteidigen und jene leeren und eitlen Toren nicht hören, die uns zu Schutt predigen möchten, weil ihre Seelen nichts als morscher und fauler Schutt sind. Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreist, ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweist, daß es für das Ganze wohltätig sein möchte, wenn dieses oder jenes Volk sich gutmütig in Schutt verwandeln lassen wollte. Das ist das Zeichen eines elenden und lieblosen Menschen, wenn einer immer von dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts tut, wer sein Weib, seine Kinder und Nachbarn nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen schlechten Menschen; wer sein Nahes nicht liebt verteidigt und festhält, der hat nichts Nächstes, der hat keinen Nächsten, sein Mund ist voll schöner Klänge, und seine Lippen tönen Prunk, aber er ist ein entnervter Wollüstling oder ein abgelebter Dummkopf. Unser Haus, unsre Kinder, unsre Nachbarn, unser Land, unser Volk — die sollen wir über alles lieben und verteidigen, so lieben und verteidigen wir auch die Länder und Völker am besten. Verflucht aber sei die Humanität und der Kosmo-

politismus, womit ihr prahlet! Jener allweltliche Judensinn, den ihr uns preist als den höchsten Gipfel menschlicher Bildung! O verzeihet meinem Ungestüm, ihr Kinder Abrahams! Ihr, obgleich über die Welt zerstreuet, seid durch hartnäckige Liebe und Verteidigung des Eurigen ein ehrwürdiges Volk. Möchten wir Deutsche euch darin gleichen, so werden unsre Kosmopoliten uns nicht zerstreuen.

Wenn nun der Rhein und unsere abgerissenen Lande durch Gottes Hilfe wiedergewonnen und zum Deutschen Reiche gefügt werden, so ist es wünschenswert, daß am Rhein die mächtigsten deutschen Fürsten gebieten, Österreich und Preußen, zumal da das Elsaß, die Niederlande und soviel anderes habsburgisches und burgundisches Erbe ist. Auch das dürfen wir hoffen, daß der Freistaat der Vereinigten Niederlande, dieses tapfere, gerechte und edle Volk, welchem Europa und Deutschland soviel verdankt, mit dem germanischen Staatskörper und mit Großbritannien in eine nähere festere Verbindung gesetzt werden wird, damit die Fremden künftig an der Leichtigkeit des Raubes verzweifeln. Was allen wohltätig und heilsam ist, was alle einstimmiger und sicherer macht, was die noch reingermanischen Stämme und Völkerschaften in festerer Liebe und Treue verbindet, das hat die Zeit, welche wir bisher mit Zittern unser Zeitalter haben nennen müssen, uns als Glück

und als Weisheit der Zukunft gelehrt. Stellen wir aber schwache Fürsten und Gebiete an Frankreichs Grenzen hin, so werden Ränke und Furcht und Gewalt das eben bejammerte und verfluchte Elend nur zu bald wieder erneuen. Auch die Schweizer, fast alle deutsche Menschen, möchten seit zwanzig Jahren wohl gelernt haben, daß es wohl rätlicher sei, sich an germanische Gerechtigkeit zu lehnen. Sie haben erfahren, wie es ihnen vergolten ist, daß sie seit drei Jahrhunderten sich und ihre Nachbarn immer Frankreich hingaben.

Ich habe meine Worte über unsern Rhein gesprochen. Mögen diese leichten und fliegenden Worte nicht ganz mit dem Winde verfliegen! Der Gegenstand betrifft gewiß unser nächstes Wohl oder Weh, und ich wünschte, ich hätte ihn so behandelt, daß seine Wichtigkeit jedem in die Augen spränge und zu dem Herzen dränge. Ich könnte sagen, ich habe meine Seele gerettet; aber Ruhe gibt das nicht, daß man geredet hat. Behalten die Franzosen den Rhein, so habe ich mein deutsches Vaterland verloren; dann muß ich tun, wie die Störche von Aquileja, als Attila die Stadt belegt hatte und auf ihre Mauern stürmte, ich muß meine Flügel schwingen und in ein anderes germanisches Land fliegen, weil mein Deutschland und meine Liebe dann dahin ist: denn Halbfranzosen sollen meine Kinder nicht werden.

Die Rollen der Geschichte liegen vor uns auf-

geschlagen: was in Jahrtausenden geschah, was in Jahrtausenden wieder so geschehen könnte, haben zwanzig Jahre hell vor uns ausgebreitet. Dies, woran unsere Herzen immer noch zweifelten, und wofür uns alles Maß des Begriffes und der Erklärung fehlte, dieses Unglaubliche und Ungeheure haben unsere Herzen glauben gelernt, unsre Augen haben es anschauen und ertragen gelernt. Hunderttausende von Männern sind vor uns gewürgt, wie man Fliegen tötet, Menschenblut ist vor uns ausgegossen wie Wasser, Menschenleichen und Menschengebeine sind zu Gebirgen vor uns aufgetürmt, Menschenglück ist mit der grausamsten Tücke und Gewalt auf das unverschämteste vernichtet — die Greuel der Vorzeit, die wir schon für Märchen hielten, und die Roheit der Wilden, die uns unmöglich schien, haben Europäer des neunzehnten Jahrhunderts bestätigt, die sich Weltverjünger und Weltbeglücker nennen ließen. Dahin wollte es fast kommen, daß es endlich nur zwei Menschenarten gab: Menschenfresser und Gefressene. Unsere Zeit und unsere Ehre bleiben ewig gebrandmarkt in der Geschiche, wenn wir aus dem Unglück nicht Weisheit und aus der Grausamkeit nicht Gerechtigkeit nehmen, wenn wir die schönen Tugenden der Treue, der Milde, der Frömmigkeit und der Tapferkeit nicht zu so hohem Glanz erheben, daß ihr Götterschein die Trümmer und Schanden der letzten Jahre verhüllt. Das ist

unser Beruf, das ist die erste Aufgabe des Tages, daß wir Gerechtigkeit und Menschlichkeit üben lernen und Tapferkeit der Seelen und Ernst der Sitten, wodurch unsere Väter gelobt wurden, als uraltes deutsches Erbe voranstellen. Dann werden wir nicht untergehen, und Gott wird über unsern Fahnen schweben und sie mit Sieg umleuchten, und Gott, den wir zu lange vergessen hatten, wird in unsern Hütten und Palästen wohnen und, was recht, löblich, weise und edel ist, in die Herzen derer geben, welche die Lose der Völker und das Verhängnis der Zukunft in den Händen halten.*)

Ende.

*) Arndt glaubte lange Zeit an die aufrichtige Liebe Englands zur Freiheit. Erst später sah er, daß es dem Inselreich nur um materielle Vorteile zu tun war. Dieser Umstand erklärt seine auf Seite 89 geäußerte Meinung.